

7. Rollen und Darstellungen

Erving Goffmans Arbeiten stellen einen Bruch mit den soweit beschriebenen Problematisierungsweisen dar. Goffman untersucht die Wirkungsweise von Normen und liefert eine Analyse von Normalisierungsprozessen. Das Postulat, Relationen und nicht die Substanz zum Untersuchungsgegenstand zu machen (RA: 602), wird in dieser Arbeit als Indiz für das Erreichen der Schwelle der Formalisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ gewertet. Die Verknüpfung von Normen und Wissenschaftlichkeit, indem sie auf „Natur“ rückbezogen werden, die als Kennzeichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit analysiert worden war, wird gelöst. Demnach lässt sich als Formalisierungsschwelle beschreiben, dass gesellschaftliche Verhältnisse zum Gegenstand der Auseinandersetzung werden, d. h. soziales Handeln und soziale Verhältnisse als „gesellschaftlich“ begriffen werden und ihre Begründung in der „Natur“ nicht mehr akzeptabel ist. Wenn in Eriksons Identitätstheorie soziale Ordnung problematisiert wird, indem vorherrschende gesellschaftliche Normen diskursiviert werden, und von Fanon sowie in sozialen Bewegungen eine Problematisierung von vorherrschenden gesellschaftlichen Normen stattfindet, analysiert Goffman die Reproduktion von Normen in ihrer Funktion, sozialen Austausch zu regulieren.

In Foucaults Darstellung wird die Schwelle der Formalisierung eines wissenschaftlichen Diskurses erreicht, wenn „die für ihn notwendigen Axiome, die von ihm benutzten Elemente, die für ihn legitimen propositionellen Strukturen und die von ihm akzeptierten Transformationen“ definiert werden. Weiter heißt es: „wenn er [der Diskurs] so und von sich aus das formale Gebäude, das er konstituiert, wird entfalten können“ (1981 [1973]: 266). Beispielhaft sei die Disziplin der Mathematik, die, Foucault zufolge, „nie in das äußere Feld der Nicht-Wissenschaft-

lichkeit zurückgeworfen [wird], sondern [...] ständig [...] *in dem formalen Gebäude* neu definiert [wird], *das sie konstituiert*.“ Kennzeichnend für die Schwelle der Formalisierung eines wissenschaftlichen Diskurses ist demnach die Analyse „nur innerhalb einer konstituierten Wissenschaft“ (ebd.: 269 f.; Hervorhebung I. J.). Foucaults Definition aufgreifend, wonach Konzepte, Gegenstände, die verwendete Sprache *in* „dem formalen Gebäude“, das sie konstituiert, (neu-)definiert werden, bedeutet das z. B., dass „Wissenschaftlichkeit“ nicht in einer anderen Disziplin begründet wird, wie es etwa G. H. Meads Vorhaben darstellt, die Psychologie auf die Biologie als nomothetische Wissenschaft zu stützen. Dieses disziplinengeschichtlich begründete Vorgehen führt zur Definition des Konzepts des *I* als „biologisches Individuum“, was sich in Eriksons Definition von Ich-Identität als „psychosoziale Vitalität“ wiederfindet.¹ Auf der Schwelle der Formalisierung wird das Vorhaben aufgegeben, eine „Natur“ des „Menschen“ zu definieren. Nicht der „Mensch“ ist Gegenstand, auch nicht in seiner aktualisierten Formulierung der „Identität“, sondern Beziehungen und Verhältnisse, die als *soziale* bestimmen, auf welche Weise soziale AkteurInnen in ihren Handlungen konstituiert werden. Goffmans Arbeiten kennzeichnen außerdem die Formalisierungsschwelle, insofern gesellschaftliche Normen in ihrer Herstellung und Wirkungsweise zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden, im Unterschied zur Hervorbringung von gesellschaftlichen Normen in der Rede von Identität, bzw. ihrer wissenschaftlichen Legitimierung in Identitätsmodellen.

Die Untersuchung von sozialen Institutionen und Organisationen in ihrer Funktion, Definitionen des „Individuums“ zu bestimmen, indem die Mitgliedschaft in einer sozialen Organisation definiert wird, erfolgt in einem Zeitraum, der von Wagner als Konfiguration der organisierten Moderne analysiert wird. Wie bereits dargestellt, ist die „Bildung sozialer Arrangements, die jedem existierenden Individuum vorausgehen“ kennzeichnend dafür (Wagner 1995: 112 f.). Die Konventionalisierung sozialer „Praktiken über weit ausgedehnte vorgestellte Gemeinschaften“ (ebd.: 120) bedeutet, dass diese als solche hergestellt werden. Repräsentation und soziale Praktiken sind in „wechselseitiger Abhängigkeit“ (ebd.). Mit dem Begriff der Konventionalisierung bezeichnet Wagner „eine kollektive Bemühung, Steuerbarkeit der sozialen Welt zu erreichen“ zum einen durch die Klassifizierung sozialer Phänomene und zum anderen durch die „Durchsetzung einer gesellschaftsweiten Verwendung dieser Klassifikationen“ (ebd.: 123). Der Effekt von Konventionalisierung ist die „Vergegenständlichung“ oder „Naturalisierung sozialer

1 Vgl. 4.3.2; 5.1.

Phänomene“, d. h. dass deren „sozial konstruierter Charakter aus dem Bewußtsein der Mitglieder einer Gesellschaft“ verschwindet. Der „Endpunkt“ der Konfiguration der organisierten Moderne ist in dieser Darstellung in den 1960er Jahren zu lokalisieren (ebd.: 124 f.). Wagners Analyse umfasst die Organisation allokativer Praktiken, autoritativer Praktiken und von Praktiken der Repräsentation. Ergebnis der Organisation sozialer Praktiken sei die „Schließung der Moderne“, die „Ziehung von Grenzen und die soziale Schaffung von Gewißheiten“ (ebd.:113).

Dass diese Konventionalisierungsbemühungen seit dem Zweiten Weltkrieg zunehmend in Frage gestellt wurden, zeigte sich mit der Entstehung von sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen und mit den Dekolonisationskämpfen im globalen Maßstab. Goffmans Untersuchung von sozialen Institutionen und der Mittel der sozialen Kontrolle, die sie zur Verfügung stellen, lassen sich als Analyse der Bedingungen gesellschaftlicher Segregation entsprechend von Rassenkonstruktionen begreifen. Sie können sowohl auf die Situation in den Vereinigten Staaten als auch auf die unterschiedlichen Formen der Kolonialherrschaft bezogen werden. Die sozialen und politischen Praktiken, die in sozialen Bewegungen zur Anwendung kamen, können mit Goffman als Effekt der Wirkungsweisen sozialer Institutionen und Organisationen analysiert werden, Definitionen des „Menschen“ und seiner Eigenschaften zu bestimmen.

Erving Goffman gilt heute als wichtiger soziologischer Theoretiker, obschon die Bedeutung und der systematische Charakter seiner Arbeiten in der Sekundärliteratur immer wieder angesichts gegenteiliger Annahmen betont wird und scheinbar betont werden muss.² Goffmans Arbeiten entstanden außerhalb und teilweise in Opposition zu anerkannten Schulen wie dem Funktionalismus Parsons' (Willems 1997: 17) und „naturalistischen [...] Modellen sozialen Handelns“ (Giddens 1988: 251). Willems stellt heraus, dass Goffman Fächer- und Schulengrenzen überwand (ebd.), eine Bedingung, die in dieser Arbeit auch für die so weit erörterten Identitätstheorien ausgemacht worden war, und zu ihrer Verbreitung beigetragen hat. Zentral ist Goffmans Analyse von Interaktionen als autonomen Systemen³ sowie sein Modell der Rahmen. Die Rahmenanalyse wurde zur Untersuchung von sozialen Bewegungen und

2 Vgl. Hettlage/Lenz (1991a: 7); Lenz (1991: 25 f.); Giddens (1988: 250); Drew/Wootton (1988a: 6); Willems (1997: 17 ff.).

3 Vgl. dazu den von Drew und Wootton herausgegebene Band (1988), der Beiträge zu der 1986 in York stattgefundenen Konferenz über Goffman, von Willems als „wohl bedeutendste“ Konferenz ausgewiesen, versammelt.

sozialen Bewegungsorganisationen aufgegriffen und weiter entwickelt.⁴ Willems liefert eine Verknüpfung von Rahmentheorie und Habitus­theorie (1997). Besonderes Augenmerk wird im Folgenden auf eine soziale Theorie der Performativität gerichtet. In queer Theoriebildung wurde von Butler eine Theorie der Performativität des Geschlechts ausgearbeitet. Eine soziale Theorie der Performativität wird in dieser Arbeit hervorgehoben, da sie die Entnaturalisierung von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen ermöglichen.

7.1 Kohärenz der Darstellung

Goffmans Untersuchung von Interaktionen und Darstellungen zur Herstellung sozialer Wirklichkeit vollziehen eine Verschiebung des Fokus im Verhältnis zu den soweit diskutierten Identitätstheorien. Demnach ist es nicht die Kohärenz sozialer AkteurInnen mit sich selbst oder mit kollektiven Zusammenhängen, die die Teilnahme am sozialen Austausch bedingen, sondern die Herstellung einer kohärenten Darstellung. Die vorangehende Analyse hat gezeigt, wie in der Rede von Identität im Sinne von „Einheit“ des Einzelnen mit sich selbst als Folge der Einheit mit einem kollektiven Zusammenhang dem „Individuum“ eine „Natur“ vorausgesetzt wird. Deren Erforschung in der „unausweichlichen Frage der Identität“ macht die Selbst-Befragung zur Prämisse für die Mitgliedschaft an sozialen Zusammenhängen. Mit Goffmans Analysen wird die postulierte Einheit zu einem Effekt der Darstellung, die sich zudem auf situationsdefinierte Interaktionen reduziert statt auf eine Einheit von „Individuum“ und „Gesellschaft“ in der Identität.

Entfremdung und andere Störungen

In dem bislang rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ wurde die Anforderung, eine Einheit zwischen sozialer Akteurin und kollektivem Zusammenhang herzustellen, als Norm der Kohärenz und Kontinuität analysiert, die sowohl sexualwissenschaftliche und feministische Texte organisiert als auch Eriksons

4 Vgl. Snow/Benford et al. (1986); Hunt/Benford/Snow (1994), die ein Modell zur Untersuchung von Rahmungsprozessen in sozialen Bewegungen und sozialen Bewegungsorganisationen entwickeln. Vgl. auch Lofland (1996); Johnston/Laraña/Gusfield (1994); Johnston/Klandermans (1995); Johnston (1995); Melucci (1988, 1989, 1995); Eder (2000). Hunt/Benford/Snow, Johnston/Laraña/Gusfield; Johnston/Klandermans, Melucci und Eder verwenden das Modell der Rahmenanalyse, um die Konstruktion von kollektiver Identität in sogenannten neuen sozialen Bewegungen zu untersuchen.

Identitätsmodelle oder Thematisierungen von „national character“ und „gender role“. Die Problematisierung sozialer Ordnung als fehlende Einheit erfolgt in der Thematisierung von Krise und Entfremdung sozialer Akteurinnen und Akteure. Dies wurde als diskurstragende Kategorie „Einheit“ des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ analysiert. Bemerkenswert an diesen Problematisierungsweisen ist, dass sie sowohl von AutorInnen hervorgebracht werden, die für eine Aufrechterhaltung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung und allgemein anerkannter Normen eintreten, als auch von solchen AutorInnen, die Kritik an legitimen Normen und der symbolischen Ordnung formulieren. Ob Gesellschaftskritik, Zivilisationskritik oder Beunruhigung über eine in Frage gestellte gesellschaftliche Ordnung, die Problemdefinition aufgrund von einer Konzeption der „Entfremdung“ eint das gesamte Spektrum.⁵

Die Problemdefinition „Entfremdung“ hat den Entwurf einer „Natur“ sowohl des Kollektivs als auch des Einzelnen zur Folge, die darin begründet zu sein scheint, miteinander in Übereinstimmung zu sein. Sozialwissenschaftliche Entwürfe von „Entfremdung“ als wissenschaftliches Konzept gehören zu den Problematisierungsweisen gesellschaftlicher Ordnung und können als Konventionalisierung sozialer Praktiken beschrieben werden, insofern als die nationalstaatlich definierte Gesellschaft als jene Einheit entworfen wird, auf die sich soziales Handeln beziehen sollte (Wagner 1995: 122), bzw. die Bildung eines Kollektivs dem Einzelnen vorausgesetzt wird (ebd.: 112). Sie können als Konventionalisierung sozialer Praktiken im Gebiet der Repräsentationen beschrieben werden, die ein „Mittel“ zur „Steuerbarkeit der sozialen Welt“ durch die Klassifizierung sozialer Phänomene und deren Durchsetzung darstellen (Wagner 1995: 123).

Die sozialwissenschaftlichen und sozialpsychologischen Konzeptionen sowie die Konzeption der Entfremdung in einer Tradition von Gesellschaftskritik⁶ zielten darauf, die Untersuchung der Kohärenz eines definierten kollektiven Zusammenhangs operationalisierbar zu machen. So unterscheidet etwa Seeman (1959) zwischen „powerlessness“, „meaninglessness“, „normlessness“, „isolation“ und „self-estrangement“. Es

5 Auch in Fanons (1981: 185) und Fraziers (1971 [1962]: 63 ff) Kritik an Intellektuellen, die von ihrem kollektiven Zusammenhang entfremdet seien, wird diese Norm der Kohärenz und Kontinuität hervorgebracht. Vgl. 6.1; 6.2.4.

6 Zu den damals zeitgenössischen Arbeiten dieser Tradition zählen u. a. Adornos *The Authoritarian Personality* (1950), Fromms *The Sane Society* (1950). Man bezog sich außerdem auf R. K. Merton, C. Wright Mills und Alwin Gouldner (Seeman 1959: 783 f.).

wurden Instrumentarien zur Messung von Entfremdung entworfen.⁷ Im Anschluss an Erikson und Horney wurden „Probleme von Entfremdung“ als „Probleme von Identität“ konzipiert.⁸ Die Ergebnisse dieser Untersuchungen stellen allerdings die Möglichkeiten der Messbarkeit von Entfremdung als zweifelhaft heraus. So kommt etwa Dean zu dem Schluss, eine Korrelation zwischen dem subjektiven Gefühl der Entfremdung und Größen wie Beruf, Bildung, Einkommen, Gemeinschaft, sei nicht festzustellen (1961: 757). Daraus wird allerdings nicht die Fragwürdigkeit des Vorhabens, Entfremdung von sozialen AkteurInnen zur messbaren Größe zu machen, gefolgert, sondern eine Definition von Entfremdung als „Syndrom“ statt als „Persönlichkeitszug“ vorgeschlagen. Die Ergebnisse einer anderen Untersuchung mit einer ähnlichen Herangehensweise führt zur Identifizierung von „alienated individuals“ oder auch „aliens“ (Nettler 1957: 673 f.). Mit diesen Untersuchungen, die sich auf soziale AkteurInnen und ihre Übereinstimmungen mit den Anforderungen bestimmter Normen beziehen, werden gleichzeitig Normen über sie aufgestellt, indem eine „Natur“ sozialer AkteurInnen vor der Entfremdung postuliert wird.

Mit dieser Praxis findet mit Goffmans Arbeiten ein Bruch statt. Es geht nicht mehr darum, eine „Natur“ des „Individuums“ zu definieren sowie des kollektiven Zusammenhangs, der ihm vorausgeht, sondern um die Beschreibung und Analyse sozialer Beziehungen und Verhältnisse in ihren Gesetzmäßigkeiten. Bezeichnenderweise behandelt Goffman Entfremdung nicht im Sinne von Entfremdung des „Individuums“ von der „Gemeinschaft“ oder „Gesellschaft“ und ihren Normen und Werten, sondern als „Entfremdung in der Interaktion“, so der Titel eines Aufsatzes. Die Konversation als Form der Interaktion wird von Goffman als situationsdefiniertes „kleines soziales System“ begriffen, als „kleines Gefüge aus Verpflichtungen und Loyalität“ (IA: 124 f.). „Entfremdung“ bezieht sich hier auf die „Gesprächsbegegnung“. Mit der Definition der „falschen Person“ als „einer, der falsch interagiert“ (ebd.: 148), verschiebt sich der Fokus hin zur Interaktion. Nicht das „Individuum“ oder die „Person“ ist das Objekt sozialwissenschaftlicher Analyse, sondern die Art und Weise, durch die in der Interaktion, durch einen bestimmten Ablauf von Tätigkeiten, eine „Person“ definiert wird: allerdings nicht ihr „Charakter“ oder ihre „Natur“, sondern ihr Status und ihre Funktion in Bezug zu einer situationsbestimmten Interaktion.

7 Dazu gehören z. B. Nettler (1957), Clark (1959), Dean (1961).

8 Vgl. z. B. der Band unter dem Thema „Alienation and the Search for Identity“ des *American Journal of Psychoanalysis*, Vol. 21, No. 2, 1961.

Darstellung

Goffman untersucht die Herstellung von Einheit in der Interaktion als einem „exakt aufgebaute[n] Sozialsystem“ (WT: 15). Dabei besteht eine Interaktion aus einer „Summe von Interaktionen, die auftreten, während eine gegebene Gruppe von Individuen ununterbrochen zusammen ist“ (ebd.: 18). Für den Kommunikationsprozess wird die Metapher der Bühne geprägt und die Beschreibung als „Informationsspiel – einen potentiell endlosen Kreislauf von Verheimlichung, Entdeckung, falscher Enthüllung und Wiederentdeckung“ (ebd.: 12).⁹ Das Modell, das daraufhin entwickelt wird, dient der Untersuchung „der Struktur sozialer Begegnungen“ (WT: 233), wobei der „Schlüsselfaktor in dieser Struktur [...] die Einhaltung *einer einzigen Bestimmung der Situation*“ ist (ebd.; Hervorhebung I. J.). Dabei geht es nicht um eine Übereinstimmung bezüglich „der Realität“, sondern um eine „Arbeitsübereinstimmung“ bei der Definition der Situation (ebd.: 13). Situationsdefinitionen kommen aufgrund von Projektionen der Einzelnen zustande (ebd.: 12). Inhalt von Goffmans Untersuchung sind die verschiedenen „Techniken, die angewandt werden, um hervorgerufene Eindrücke aufrechtzuerhalten“. Situationsdefinitionen sind „integraler Bestandteil einer Darstellung“ und werden durch die „Zusammenarbeit mehrerer Teilnehmer geschaffen und gestützt“, nämlich des Ensembles der DarstellerInnen und der ZuschauerInnen (ebd.: 73 ff.). Bei der Situationsbestimmung wird Übereinstimmung betont und Gegensätze, auch sozialstrukturelle Differenzen, werden heruntergespielt (ebd.: 77).

Hervorzuheben ist an diesem Entwurf, dass soziale Gruppe von der Interaktion her bestimmt ist. Goffman schränkt das Objekt seiner Untersuchung auf diesen Aspekt ein und betont, dass es sich bei dem Ensemble nicht um soziale Gruppen in Bezug auf eine soziale Struktur oder soziale Organisation handelt (vgl. WT: 96). Die Möglichkeiten, Aussagen über die „eigene Gesellschaft als ganze“, d. h. eine national definierte Gesellschaft, zu formulieren, werden als fragwürdig angesehen und gegenüber Untersuchungen von „kleineren Einheiten, [...] gesellschaftlichen Einheiten, [...] gesellschaftlichen Einrichtungen oder Klassen von solchen oder [...] bestimmten Statusgruppen“ zurückgewiesen (ebd.: 224). Darin lässt sich eine Verschiebung der Perspektive etwa gegenüber einem Feld der „national-character studies“ und der Untersuchung von „Nationalcharakteren“ ausmachen.¹⁰

Dementsprechend ist es die Darstellung, die das Selbst offenbart (WT: 227). Was als Einheit, als Kohärenz und Kontinuität des „Indivi-

9 Vgl. a. WT: 67.

10 Vgl. a. RA: 37.

duums“ erscheinen mag, ist der Effekt einer „homogenen Darstellung“, wie Goffman schreibt: „The expressive coherence that is required in performances points out to a crucial discrepancy between our all-too-human selves and our socialized selves. [...] A certain *bureaucratization of the spirit* is expected so that we can be relied upon to give a *perfectly homogeneous performance* at every appointed time.“¹¹

Gesellschaftlicher Austausch wird als Inszenierung bestimmt (WT: 67). Es geht Goffman dabei nicht um die Bewertung von „unwahren“ im Unterschied zu „wahren“ Darstellungen. Vielmehr gilt es, „*legitime Darstellungen*“ zu produzieren (ebd.: 68), was die „Beherrschung einer bestimmten Sprache“ voraussetzt, die sich in spezifischen „Einzelheiten des Ausdrucks und der Bewegung“ manifestiert und „ohne viel Voraussicht oder Berechnung von Augenblick zu Augenblick in Praxis umgesetzt wird.“ (ebd.: 69). Was die Darstellung als „legitime Darstellung“ ermöglicht, ist eine „vorgreifende Sozialisierung“, wie Goffman mit Merton argumentiert. Die Darstellung einer Rolle gelingt deswegen, das heißt sie wird als solche wahrgenommen und erkannt in einer Interaktion, „weil wir schon in jener *Realität* geschult sind, *die für uns gerade real wird*.“ (ebd.: 67; Hervorhebung I. J.). Situationen werden mithilfe von „Rahmen“ definiert. Sie stellen „Organisationsprinzipien“ für „soziale Ereignisse“ bzw. für Erfahrungen dar (RA: 19) und bedingen die Reproduktion von Wirklichkeit, indem sie als „Deutungsmuster“ (RA: 37) die Voraussetzungen schaffen, aufgrund derer sich das, was als Wirklichkeit wahrgenommen wird, realisiert (RA: 605).

Dass Goffman sich ausführlich mit den Möglichkeiten befasst, durch die Darstellungen gestört werden oder mißlingen können, ist darauf zurückzuführen, dass bestimmte „dramaturgische Bedingung“ von „wahren“ wie „unwahren“ Darstellungen erfüllt werden müssen. Entscheidend für eine glaubwürdige Darstellung ist demnach nicht die Differenz zwischen „wahrer“ und „unwahrer“ Darstellung, sondern dass erstens Ausdrucksweisen ausgeschlossen werden, die „den hervorgerufenen Eindruck“ entwerten können. Zweitens muss die Möglichkeit bestehen, dass das Publikum „unbeabsichtigte Bedeutungen unterlegt“ (ebd.: 62). Die Herstellung sozialer Realität in der Darstellung begründe eine „fundamentale Dialektik“ der sozialen Interaktion: Da die Realität

11 Goffman (1959: 56; Hervorhebung I. J.); WT: 52 f. Die bisherige Praxis des Zitierens wird beibehalten, d. h. Zitate werden möglichst im Original gebracht, da auch für die Texte Goffmans gilt, dass mit der Übersetzung ins Deutsche Bedeutungen unterschlagen werden, die meines Erachtens wichtig sind. Darauf wird an den betreffenden Stellen eingegangen. Kürzere Passagen, die in einen Satz eingebaut sind, werden in der Übersetzung zitiert.

nicht unmittelbar zugänglich ist, wird der Darstellung umso mehr Aufmerksamkeit gewidmet, die Aufschluss über die Realität zu geben hat (ebd.: 227 ff.). Die Möglichkeit der falschen Darstellung wird zur Bedingung für die glaubhafte Darstellung, d. h. die Mehrdeutigkeit einer Darstellung wird als Zeichen ihrer „Wahrhaftigkeit“ aufgefasst.¹² Das hat für die Thematisierung sozialer Ordnung in zweierlei Hinsicht Konsequenzen. Für soziale Interaktionen ist somit nicht der „wahre“ Charakter einer Person ausschlaggebend. In welchem Ausmaß gesellschaftliche Werte und Normen von einer sozialen Akteurin zu „eigenen“ Werten gemacht werden, ist für die soziale Interaktion nicht das Entscheidende. In der Terminologie der Identitätstheorien heißt das, dass die Identität der kollektiven und personalen Identität im Sinne einer Synthese in der Ich-Identität als Voraussetzung für Mitgliedschaft in einem sozialen Zusammenhang fragwürdig wird: die eindeutige Geschlechtsidentität, die „wahre“ Persönlichkeit oder „Natur“ eines sozialen Akteurs erweist sich nicht als eine Voraussetzung für die soziale Interaktion. Überdies wird die Prämisse der „Eindeutigkeit“ der Erscheinung oder des Verhaltens – etwa des Geschlechts – unterminiert. Goffman zufolge macht die *Mehrdeutigkeit* einer Darstellung sie zur glaubwürdigen.

Zur Differenz von Rolle und Person

Mit der Konzeption der „Rahmen“ stellt Goffman ein Instrument zur Untersuchung der Herstellung von „sozialer Wirklichkeit“ zur Verfügung, d. h. der Bedingungen, unter denen etwas als wirklich aufgefasst wird (RA: 19). Die Differenz zwischen Schein und Wirklichkeit, Oberfläche und Authentizität, Kopie und Urbild, Entfremdung und Identität wird mit dieser Konzeption zwar nicht obsolet, verliert aber an Bedeutung, da sich die vorgeblichen Gegensätze als komplementäre Teile der Darstellung herausstellen. Die Authentizität unter der Oberfläche der Darstellung ist demnach eine normative Annahme, die eine Darstellung zur legitimen macht, d. h. sie ist ein Effekt der Darstellung selbst. Die Vorstellung vom Selbst-als-Rolle¹³, Selbst als dargestelltem Charakter,

12 Vgl. a. Lenz, der hervorhebt, dass soziale Handlungen und Regeln durch Mehrdeutigkeit gekennzeichnet seien (1991: 41).

13 Goffman unterscheidet hier zwischen „self“ und „character“. Peter Weber-Schäfers Übersetzung von „character“ als „Rolle“ ist insofern missverständlich, als „character“ eine Theaterrolle bezeichnet und darüber hinaus Wesen und Persönlichkeit. Diese Konnotationen weisen auf die Funktion der Darstellung hin, etwas tiefer Liegendes, Innerstes, auch Moralisches, in der Darstellung zu produzieren. Zu der Übersetzung ist grundsätzlich anzumerken, dass Goffmans Begrifflichkeit von „character“ und „part“ aus dem Vokabular des Theaters darauf zielt, soziales Handeln als Darstellung zu untersuchen, und dass diese Bedeutungen verloren gehen, wenn in der

als ein „Knoten in der Psychobiologie der Persönlichkeit“ sei „ein impliziter Bestandteil dessen, was wir alle darstellen wollen“, nämlich eine glaubwürdige Darstellung des Selbst. Die Vorstellung vom Selbst, das vom dargestellten Selbst unterschieden ist und das „im Körper des Besitzers zu Hause ist, besonders in den oberen Teilen desselben“, ist bereits ein Effekt der Darstellung:

„In this report the performed self was seen as some kind of image, usually creditable, which the individual on stage and in character effectively attempts to induce others to hold in regard to him. While this image is entertained *concerning* the individual, so that a self is imputed to him, this self itself does not derive from its possessor, but from the whole scene of his action, being generated by that attribute of local events which renders them interpretable by witnesses. A correctly staged and performed scene leads the audience to impute a self to a performed character, but this imputation – this self – is a *product* of a scene that comes off, and is not a *cause* of it. The self, then, as a performed character, is not an organic thing that has a specific location, whose fundamental fate is to be born, to mature, and to die; it is a dramatic effect arising diffusely from a scene that is presented, and the characteristic issue, the crucial concern, is whether it will be credited or discredited.“ (1971 [1959]: 223)¹⁴

Die sozialwissenschaftliche Analyse müsse sich deswegen auf die Darstellung und die sozialen Institutionen beziehen, die sie ermöglichen.

deutschen Übersetzung ausschließlich der soziologisch gewendete Begriff der Rolle gebraucht wird. Lenz verweist außerdem darauf, dass Goffmans Rollenbegriff vom gängigen Rollenkonzept in der Soziologie – Rolle als Komplex von Verhaltenserwartungen – abweicht. Goffmans Gebrauch impliziere dagegen Rollenverhalten (Lenz 1991: 43). Zudem sind manche Übersetzungen missverständlich. Etwa wenn die im Original herausgestellte Wirkung der Darstellung im Allgemeinen – nämlich die Vorstellung, Selbst und dargestellter Charakter wären in einem der Darstellung vorausgehenden Körper und seinem Besitzer beheimatet – in der Übersetzung zu einer Perspektive des Autors relativiert wird. „In our society the character one performs and one’s self are somewhat equated, and this self-as-character is usually seen as something housed within the body of its possessor, especially the upper parts thereof, being a nodule, somehow, in the psychobiology of personality. I suggest that *this view* is an implied part of what we are all trying to present, but *provides*, just because of this, a bad analysis of the presentation.“ (Goffman 1971 [1959]: 222 f.; Hervorhebung I. J.). In der deutschen Übersetzung wird der letzte Satz zu: „*Ich* behaupte, dieser Standpunkt sei ein impliziter Bestandteil dessen, was wir alle darstellen wollen, *liefern* aber gerade deshalb eine schlechte Analyse der Darstellung.“ (WT: 230 f.; Hervorhebung I. J.). Auf diese Weise wird die Formulierung einer Gesetzmäßigkeit zu einer subjektiven Perspektive gemacht.

14 WT: 231; Hervorhebung i. O.

Wenn auf diese Weise Inhalte und Fragestellungen sozialwissenschaftlicher Untersuchung verrückt werden, wird der „Körper“ und das „Selbst“ als Ursprung sozialer Phänomene und Verhältnisse zurückgewiesen. Die normative Begründung sozialer Verhältnisse in etwas, das als „Natur“ der gesellschaftlichen Hervorbringung vorausgeht, wird unmöglich gemacht.

„In analyzing the self, then, we are drawn from its possessor, from the person who will profit or lose most by it, for he and his body merely provide the peg on which something of collaborative manufacture will be hung for a time. And the means for producing and maintaining selves does not reside inside the peg; in fact these means are often bolted down in social establishments. [...]

The whole machinery of self-production is cumbersome, of course, and sometimes breaks down, exposing its separate components: back region control; team-collusion; audience tact; and so forth. But, well oiled, impressions will flow from it fast enough to put us in the grips of one of our types of reality – the performance will come off and the firm self accorded each performed character will appear to emanate intrinsically from its performer.“ (1971 [1959]: 223 f.)¹⁵

In *Rahmenanalyse* prägt Goffman für diese Differenz den Begriff „Person-Rolle-Formel“ (RA: 297).¹⁶ Allerdings verweist diese Unterscheidung auf Konventionen und ihre Produktion in der Interaktion. Die Vorstellung von der „Rolle als etwas ‚rein‘ Soziale[m]“ und von der „Person“, dem „Individuum“, „als etwas irgendwie über das Soziale Hinausgehendes, Wirklicheres, Biologischeres, Tieferes, Eigentlicheres“ wird zurückgewiesen. Goffman betont, dass es bestimmte *Vorstellungen* sind, die als „*Formeln*“ in Interaktionen Bedeutung erlangen. In diesem Sinne ist auch die Aussage, es gäbe die „*Tendenz*“, sich Rolle als etwas Soziales und Person als etwas „über das Soziale Hinausgehende“ zu verstehen (ebd.).

„As suggested earlier, whenever an individual participates in an episode of activity, a distinction will be drawn between what is called a person, individual, or player, namely, he who participates, and the particular role, capacity, or

15 WT: 231 f.

16 Goffman unterscheidet zwischen „Person-Rolle-Formel“, mithilfe derer die „Variabilität zwischen Person und Rolle“ in Bezug zu „Berufs- und häuslichem Leben in seiner alltäglichen Form“ definiert wird, und „Sozialrolle-Spielrolle-Formel“. Diese wird auf Modulationen und Täuschungsmanöver bezogen, auf „transformierte Formen des ganzen, nämlich Partien oder Rollen in einem Stück“ (RA: 303). D. h. letztere Formel ist im Zusammenhang mit Theater- und Filmrahmen gebraucht.

function he realizes during that participation. And a connection between these two elements will be understood. In short, there will be a *person-role-formula*. The nature of a particular frame will, of course, be linked to the nature of the person-role-formula it sustains.“ (1974: 269; Hervorhebung i. O.)¹⁷

Die Analyse, dass es sich um eine „Vorstellung“ handle, weist auf Rahmungen hin, d. h. auf „Organisationsprinzipien“ von Ereignissen und Erfahrungen, auf spezifische kulturelle und soziale „Deutungsmuster“. „Person“ und „Rolle“ gelten als „gleich problematisch und offen für mögliche soziale Erklärbarkeit“ (ebd.: 270),¹⁸ die in rahmenabhängigen „Formeln“ auftreten. Goffman untersucht sodann an unterschiedlichen Beispielen, „wie die Variabilität zwischen Person und Rolle eingeschränkt sein kann“ (ebd.: 303), d. h. dass Rollen mit bestimmten Anforderungen an die ihnen assoziierten Personen verbunden sind und umgekehrt Personen nur bestimmte Rollen annehmen können. Goffman macht keine normativen Aussagen über die Differenz zwischen Person und Rolle, sondern untersucht die Herstellungsweisen dieser Differenz in Interaktionen aufgrund von spezifischen Rahmen und ihren Modulationen. Goffman vertritt die These, dass mit dieser Differenz – auf rahmenspezifische, d. h. situationsabhängige Weise – die Vorstellung von einer Person produziert wird, die hinter der Rolle steht. Damit seien Annahmen über die „Natur“ oder „Kern“ des Menschen verbunden.

„[...] as natural persons we are supposed to be epidermally bounded containers. Inside there are information and affect states. This content is directly indexed through open expression and the involuntary cues always consequent upon suppression. [...] Incapacity to perfectly contrive expression is not an inheritance of our animal or divine nature but the obligatory limits definitionally associated with a particular frame. It appears, then, that ‚normal honesty‘ is a rule regarding the frame of ordinary literal interaction, which rule, in turn, is a particular phrasing of a more general structural theme, namely, that the party at play has something to conceal, has special capacity and incapacity for doing so, and labors under rulings regarding how he is to comport himself in this regard.

[...] And at the heart of it? The individual comes to doings as someone of particular biographical identity even while he appears in the trappings of a particular social role. The manner in which a role is performed will allow for some ‚expression‘ of personal identity, of matters that can be attributed to something that is more embracing and enduring than the current role itself, something, in short, that is characteristic not of the role but of the person – his

17 RA: 297.

18 Übersetzung I. J.; RA: 298.

personality, his perduring moral character, his animal nature, and so forth. However, this license of departure of a prescribed role is itself something that varies quite remarkably, depending on the ‚formality‘ of the occasion, the laminations that are being sustained and the dissociation currently fashionable between the figure that is projected and the human engine which animates it. But the *relationship* answers to the interactive system – to the *frame* – in which the role is performed and the self of the performer is glimpsed. Self, then, is not an entity half-concealed behind events, but a *changeable formula* for managing oneself during them. Just as the current situation prescribes the official guise behind which we will conceal ourselves, so it provides for where and how we will shine through, the *culture itself prescribing what kind of entity we must believe ourselves to be in order to have something to show through in this manner.*“ (1974: 573 f.; Hervorhebung I. J.)¹⁹

Goffmans Analysen implizieren demnach, dass „persönliche Identität“ eine situationsbestimmte *Beziehung* zwischen „Rolle“ und „Selbst“ ist – oder wie die entideologisierende Formulierung lautet, zwischen „dargestellter Figur“ und dem „menschlichen Motor, der sie ins Leben setzt“. Diese rahmenspezifische „Formel“ ist eine Differenz, eine „Dissoziation“, für deren Ausmaß es historisch bestimmte Spielräume gibt. Diese „Diskrepanz zwischen Person und Rolle, dieser Spalt, durch den ein Selbst hervorlugt“ erzeuge einen „*menschlichen Effekt*“. In Interaktionen wird der „Mensch als überdauerndes Wesen“ durch die Unterscheidung von der „Rolle“ geschaffen, auf diese „Rollendistanz“ stützt sich die „Darstellung als Persönlichkeit“ (1974: 297 f.).²⁰ Der „Mensch“ und „persönliche Identität“ sind demnach Effekte einer Darstellung, in der eine bestimmte „Diskrepanz“, ein „Spalt“, jenes Geheimnis schafft, das den „Menschen“ umweht und ihn als solchen begründet.

Eine „kontinuierliche Biographie“ und „Selbstgleichheit“ werden von Goffman als normative Annahmen über die Beschaffenheit der „Welt“ und des „Menschen“ analysiert:

„The relevant social implication is that we all live in a world that we assume, by and large, has a permanent residual character. Once an event happens, we can *assume*, that a *permanent tracing will be left* of it, and that with sufficient *research* and *interrogation* a record of the event could be uncovered. The residue is not lacking, only the reason. When there is a reason, as in the checking out of a claimed historical document, then retrieval can become extremely impressive.“ (1974: 288)²¹

19 RA: 616 f.

20 Übersetzung I. J.; RA: 327 ff.

21 RA: 317.

Mit Goffmans Entwurf der Rahmenanalyse lässt sich das Diktum von der „Frage der Identität“ als „unausweichlich“, wie es für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit u. a. an Eriksons Arbeiten sowie Texten von AktivistInnen von sozialen Bewegungen herausgearbeitet wurde, als Rahmung analysieren. „Die Frage der Identität“ kann so auf die Annahme der „Welt“ zurückgeführt werden, die stets auf etwas anderes, dahinter Liegendes verweise („permanent residual character“), das es zu erfor-schen und zu befragen gelte. In Interaktionen manifestiert sich diese An-nahme in Form von situationsdefinierten „Person-Rolle-Formeln“, die als Residuum der „menschlichen Natur“ das Selbst (die Person, das In-dividuum) von der Rolle scheiden.

Die Kontinuität, die durch das Aneinanderfügen von „Spuren“ zu ei-ner persönlichen Identität – in Goffmans Terminologie steht das für eine nachvollziehbare Biographie – hergestellt wird, produziert auch die Vor-stellung von einem „persönlichen Charakter“ einer sozialen Akteurin. Es ist aber ein Modus der Herstellung von Wirklichkeit, wie Goffman be-tont, wenn die Möglichkeiten des Rückschlusses von der Rolle (dem Verhalten, bestimmten Accessoires u. ä.) auf eine „Person dahinter“, ei-ne „wirkliche Person“, in Frage gestellt werden:

„Whatever a participant ‚really is‘, is not really the issue. His fellow partici-pants are not likely to discover this if indeed it is discoverable. What is impor-tant is the sense he provides them through dealings with them of what sort of person he is behind the role he is in. [...] They are concerned with something that is generated in the contrasting streams of his immediate behavior. What they discover from their gleanings will apparently point to what this fellow is like beyond the current situation. But every situation he is in will provide his others with such an image. That is what situations can do for us. But that is no reason to think that all these gleanings about himself that an individual makes available, all these pointings from his current situation to the way he is in his other occasions, have anything very much in common. Gleanings about an in-dividual point beyond the situation to what presumably will be found in all other gleanings of him, but one cannot say that they point in the same direc-tion, for it is their very nature to make themselves felt as pointing in a same di-rection.“ (1974: 299)²²

In Interaktionen wird durch das Zusammenfügen von Wahrnehmungen zu einer „Basiskontinuität“ der „Eindruck [ge]schaffen, daß der Han-delnde eine Persönlichkeit mitbringt“ (ebd.). Was sich als „Identität“, als „Biographie“ in einer „gerahmten Tätigkeit“ manifestiert, ist demnach nicht eine „wirkliche Persönlichkeit“, ein „authentischer Charakter“,

22 RA: 329.

sondern der *Eindruck* davon. Dieser Eindruck „garantiert eine Kontinuität absoluter Unterscheidbarkeit“ (Goffman 1974: 287)²³, wie es an anderer Stelle heißt, und weist damit auf eine Dimension anderer Ordnung als die Interaktion selbst. Was Goffmans Darstellungen auszeichnet ist, dass nicht nur die Herstellung einer „Biographie“, von „Identität“, von „persönlichem Charakter“ und „menschlicher Natur“ in ihrer Produktionsweise untersucht wird. Darüber hinaus werden sie als Effekt einer Rahmung aufgezeigt: etwa die Annahme von der „Basiskontinuität“ („resource continuity“), die ein „Individuum“ als „Menschen“ kennzeichne, die Unterstellung eines „wahren Charakters“ unter der Oberfläche, von „Tiefe“ des „Menschen“ aufgrund einer spezifischen Diskrepanz zwischen „Rolle“ und „Person“ und schließlich die daraus abgeleitete Notwendigkeit, dieser „Tiefe“ nachzuforschen und sie offen zu legen sowie die daraus folgende Anforderung, sich selbst als „Persönlichkeit“ hervorzubringen, indem diese „Tiefe“ stets neu inszeniert wird. Goffmans Untersuchungen von historisch spezifischen Rahmungen legt Organisationsprinzipien von Erfahrung offen. Sie machen gesellschaftlich vorherrschende Normen zum Inhalt der Untersuchung und nicht die Beschaffenheit und Herstellung von Charakteren, Persönlichkeit oder Identität entsprechend dieser Normen. Darüber hinaus unterscheiden sie sich im Verhältnis zu den soweit untersuchten Identitätstheorien, da die Anforderung, seine Identität (eine „Natur“ oder das „Eigene“ der Persönlichkeit) zu suchen, selbst als Effekt einer Norm analysiert wird.

Die Konstitution von Wirklichkeit in der Nachahmung

Die Untersuchung von Rahmen als „Organisationsprinzipien für Ereignisse“, als Organisation von Erfahrungen, ist für Goffman darin motiviert, „die grundlegenden Rahmen herauszuarbeiten, die in unserer Gesellschaft für das Verstehen von Ereignissen zur Verfügung stehen“ (RA: 18 f.).²⁴ Mit der Konzeption von primären Rahmen wie von Modulationen und Täuschungsmanövern wird auch die Untersuchung von historisch bestimmten gesellschaftlichen Normen ermöglicht. D. h. es wird ein Analyseinstrumentarium zur Verfügung gestellt, mittels dessen die in sozialen Bewegungen formulierte Kritik an vorherrschenden gesellschaftlichen Normen untersucht werden kann. Die Rahmenanalyse ermöglicht es, dass als objektives Phänomen mit objektiv wirksamen Gesetzmäßigkeiten gefasst wird, was in den soweit erörterten sozial-

23 RA: 316.

24 Eine eingehende Darstellung von Goffmans Konzept der Rahmen liefert Willems (1997).

wissenschaftlichen Theorien des Selbst und von Identität als subjektives Problem – der unvollständigen Identitätsentwicklung – definiert wird.

Das Vorgehen Goffmans in *Frame Analysis* bietet dabei eine Vorlage für die Untersuchung von gesellschaftlichen Normen und ihren Umsetzungen. Ausgehend von der Beschreibung von Grenzfällen, in denen das „anscheinende Kontrollzentrum“ (RA: 43) aus unterschiedlichen Gründen versagt, wird *erstens* die Organisationsweise von Normen offengelegt. Sie werden aufrechterhalten, indem soziale AkteurInnen in diesen Grenzfällen der Norm geschult werden. Dadurch dass Ereignisse außerhalb des „Analysesystems“ ausgemacht werden, wird jene als solche erkennbar und begreiflich (RA: 46). *Zweitens* werden bestimmte Normen in „unserer westlichen Gesellschaft“ (RA: 31), wie Goffman schreibt, d. h. in Gesellschaften westlicher Industrienationen, herausgestellt. Dazu gehören z. B. die Annahme über die „Basiskontinuität“ von Ereignissen und Erfahrungen, die zur normativen Konstruktion von Biographien und Identität von sozialen AkteurInnen führt, sowie die Annahme, dass alle Ereignisse in ein Vorstellungssystem hineinpassen (RA: 40).²⁵ Diese Norm, alle Ereignisse, jede Erfahrung sei erklärbar oder erklärbar zu machen, ist grundlegend für die Funktionsweise von Rahmen. Indem Goffman diese Normen explizit macht, wird zu einem Effekt gesellschaftlicher Beziehungen und Machtverhältnisse, was in den bisher erörterten Theorien über Identität als normative Aufgabe sozialer AkteurInnen diskursiv hervorgebracht wird: sich eine „Natur“ zu definieren, indem sie in der Übereinstimmung mit einem bestimmten kollektivem Zusammenhang begründet wird.

Goffmans Modell für die Organisation von Ereignissen in Erfahrungen umfasst primäre Rahmen sowie deren Transformation in Modulationen und Täuschungsmanövern. Primäre Rahmen fungieren als Interpretationsschemata, die Handeln verstehbar machen. Als „System von Vorstellungen“ einer sozialen Gruppe stellen sie „einen Hauptbestandteil von deren Kultur“ dar, so Goffman. Primäre Rahmen bilden die Grundlage, aus der eine soziale Gruppe ihre „Deutungsmuster“, ihr „System von Vorstellungen, [ihre] ‚Kosmologie‘“ gewinnt (RA: 37). Es werden Sinnzusammenhänge, die für die Wahrnehmung, Interpretation und das Handeln relevant sind, konstruiert (RA: 31).²⁶ Primäre soziale Rahmen

25 Die letzten und nachfolgende Literaturangaben beziehen sich im Original (1974) auf die Seiten 21-35.

26 Dabei wird zwischen „natürlichen primären Rahmen“ und „sozialen Rahmen“ unterschieden. Während erste zu Deutungen von Ereignissen im Sinne von „natürlichen Ursachen“ führen (aufgrund von physikalischen Erklärungen), werden mit „sozialen Rahmen“ soziale Beurteilungen und soziale Handlungen in Verbindung gebracht (RA: 32).

stellen bestimmte Maßstäbe zur Verfügung, auf deren Grundlage soziale Beurteilungen getroffen werden. An ihnen ist das Handeln sozialer AkteurInnen orientiert, die dementsprechende „ständige Korrekturen“ vornehmen (ebd.: 32). Rahmen sind denjenigen, die sie anwenden, nicht bewusst. Sie werden von sozialen AkteurInnen erkannt und in der Wahrnehmung aktiv in ihre Umwelt hineingetragen, aber nicht von ihnen erzeugt (RA: 50; 274).²⁷

In Interaktionen werden in der Regel Modulationen von primären Rahmen und von anderen Modulationen wirksam. Als Modulation wird die Transformation einer bestimmten „Tätigkeit im Rahmen eines primären Rahmens“ in etwas, „das dieser Tätigkeit nachgebildet ist, von den Beteiligten aber als etwas ganz anderes gesehen wird“ definiert (RA: 55). Moduln stellen ein System von Konventionen zur Transformation von Tätigkeiten dar, und Modulationen die Transformationen selbst (ebd.: 55 f.).²⁸ Auch Täuschungen und Täuschungsmanöver sind Transformationen eines „Urbildes“, die als Schichten Tätigkeiten hinzugefügt werden (ebd.: 98 ff.).²⁹ Soziales Handeln besteht demnach in der Nachahmung bestimmter Szenarien.

„However, in many cases, what the individual does in serious life, he does in relationship to cultural standards established for the doing and for the social role that is built up out of such doings. Some of these standards are addressed to the maximally approved, some to the maximally disapproved. The associated lore itself draws from the moral traditions of the community as found in folk tales, characters in novels, advertisements, myth, movie stars and their famous roles, the Bible, and other sources of exemplary representation. So everyday life, real enough in itself, often seems to be a laminated adumbration of a pattern or model that is itself a typification of quite uncertain realm status. [...] Life may not be an imitation of art, but ordinary conduct, in a sense is an imitation of the proprieties, a gesture at the exemplary forms, and the primal realization of these ideals belongs more to make-believe than to reality.“ (Goffman 1974: 562)

Wenn eine Technik der Nachahmung zentral für soziales Handeln ist und „Alltagsleben [...] als geschichteter Abglanz eines Urbildes“ erscheint (vgl. RA: 604), wird die Differenz von Schein und Wirklichkeit zu einer problematischen Größe. Selbst das, was als „Urbild“ die Folie darstellt für Modulierungen, hat „einen völlig ungewissen Wirklichkeitsstatus“, so Goffman. Entscheidend ist demnach die *Technik* des Nachbil-

27 1974: 38 f.; 247.

28 1974: 43 f.

29 1974: 83 ff.

dens und weniger eine angenommene Differenz von Schein und Wirklichkeit, obgleich sie zentral für die Möglichkeit des Nachahmens ist. Wenn von „Wirklichkeit“ die Rede ist, handelt es sich um eine „Relation“ zwischen „Original“ und „Kopie“, wie Goffman betont, nicht um „Substanz“ (RA: 602).³⁰ Das „Urbild“ („pattern“, „model“) als Folie für Normen und Konventionen ist dann Teil eines *Verhältnisses*, das die Organisation von Erfahrung bedingt, nicht aber ein Ursprung des „Menschen“ und seiner „Natur“, was in sozialem Handeln verwirklicht werden soll.

Goffmans Modell der primären Rahmen und ihren Transformationen bietet außerdem das Instrumentarium für die Untersuchung der „Mythologien“ und „Mythen“, die von Autorinnen und Autoren aus dem Kontext sozialer Bewegungen als eine Ursache der Abwertung von Schwarzen und Frauen aufgezeigt werden.³¹ So kann die Darstellung in „dramatischen Drehbüchern“ (dazu zählen Film, Literatur, Bühne und Rundfunk) (RA: 65 ff.), als eine Form grundlegender Moduln untersucht werden. Als solche figurieren sie als Transformation primärer Rahmen. Eine Untersuchung ermöglicht dann Rückschlüsse auf die Beschaffenheit von legitimen Normen und ihre Grenzen und hätte zu zeigen, in welcher Weise Normen reproduziert werden, indem sie durch weitere Modulationen in soziales Handeln eingehen. Eine derartige Analyse kann demzufolge aufzeigen, wie „Mythen“ und „Mythologien“ die Reproduktion von Normen durch Modulation in soziales Handeln und sozialen Austausch bedingen. „Mythen“ und „Mythologien“, wie sie von AutorInnen aus Zusammenhängen sozialer Bewegungen explizit gemacht wurden, werden in ihrer gesellschaftlichen Relevanz analysierbar.

Die Verschiebung in der Fragestellung von der Unterscheidung „wahr“/„unwahr“ hin zu den „dramaturgischen Bedingungen“ der Interaktion kennzeichnet in dieser Untersuchung das Erreichen der Schwelle der Formalisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“. Es ist bemerkenswert, dass Goffman im gleichen Zeitraum wie John L. Austin diesen Perspektivwechsel vollzieht. Für Austins Sprechakttheorie wird die Frage, ob Feststellungen oder Aussagen „richtig“ oder „falsch“ seien, zugunsten der Untersuchung performativer Äußerungen und der Art und Weise, „mit Wörtern Dinge zu tun“, aufge-

30 Goffman (1974: 560).

31 Fanon kritisiert die Mythenbildung um Schwarze als zentral für die Abwertung von Schwarzen, ebenso wie Baldwin. Von den feministischen Autorinnen ist wohl Friedans Diktum der „feminine mystique“ eines der bekanntesten.

geben.³² Auch Austin leitet die Bedingungen von Sprechakten im Allgemeinen von der Untersuchung der Möglichkeit ihres Misslingens in Unglücksfällen ab.³³ Darauf wird abschließend zurückzukommen sein, wenn mit Butlers Theorie von der Performativität des Geschlechts und der politischen Theorie, die u. a. auf Austins Sprechakttheorie aufbaut, noch mal queer Theoriebildung aufgegriffen wird.

Exkurs: Situationsdefinitionen – eine Frage der Macht

Goffmans Analysen der Interaktion als „exakt aufgebaute[m] Sozialsystem“ (WT: 15) stellen ein Analyseinstrumentarium für die Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in einem alltäglichen und unaufhörlichen Prozess dar. Die Untersuchung von Normen, die das Verhalten sozialer AkteurInnen regulieren, bietet bei der Reproduktion sozialer Ungleichheit Anknüpfungsmöglichkeiten für die Analysen von

32 Austins *How to do things with Words* basiert auf 12 Vorlesungen, die 1955 gehalten wurden. Sie wurden 1962 in Buchform herausgegeben. Goffman bezieht sich in *Frame Analysis* u. a. auf Austins *How To Do Things With Words*, um den Begriff „key“, deutsch „Modul“, als einem „System von Konventionen“, sowie den dementsprechenden Vorgang der Transformation einer Tätigkeit, die in einem primären Rahmen sinnvoll ist, in etwas anderes („Modulation“), zu begründen (RA: 55 f.; ebd.: 13). In Goffmans Argumentation dient der Bezug zu Austins Sprechakttheorie als ein Beispiel für den Vorgang der Modulation: „Das Wesentliche ist der Versuch, etwas, was in der Linguistik und Logik auf Aussagen angewendet wird, auf das gesamte soziale Verhalten anzuwenden.“ (RA: 55 f., Fn. 13). Dabei hebt Goffman mit einem Zitat von Austin hervor, dass Sprache in bestimmten Situationen im „uneigentlichen“ Sinn, „parasitär“, gebraucht werde. Es dient der Begründung von Goffmans Argument, dass die Nachahmung eine Technik zur Herstellung von Wirklichkeit ist. Die Unterscheidung in „eigentlich“/„uneigentlich“ oder „wahr“/„unwahr“ wird auf diese Weise in ihrer Bedeutung untergraben. Allerdings gründet Goffman seine Theorie von sozialem Handeln durch Nachahmung nicht explizit auf Austin, sondern auf Batesons Aufsatz „The Message ‚This is Play‘“ (1955).

33 In Carlsons Erörterung von Theorien der Performativität in den Sozialwissenschaften, die auch Goffmans Arbeiten umfassen, wird auf die Problematik der Unterscheidung zwischen „wirklichem“ und „verantwortlichem menschlichen Handeln“ einerseits und „imaginärem“ Reich des Spiels oder Darstellung“ andererseits hingewiesen. Carlson zufolge haben sozialer Konstruktivismus und Ethnomethodologie dazu beigetragen, als Teil alltäglichen Handelns aufzufassen, was in traditionelleren sozialen Theorien als „Spiel“ gelte. Carlson unterstreicht sogar, dass sowohl „traditionelles Theater“ als auch „soziale Darstellung“ ihr „Rohmaterial“ aus der „Alltagswelt von Objekten und Handlungen“ gewinne (1996: 52 ff.). Die Unterminierung der Unterscheidung zwischen „echt“ und „unecht“ ist konstitutiv für Theorien der Performativität.

Normen in ihrer Funktion, Machtverhältnisse zu ermöglichen, wie sie im Kontext sozialer Bewegungen gemacht wurden.

Die Herstellung von Situationsdefinitionen in Interaktionen ist auch ein Schauplatz der Reproduktion von Machtverhältnissen. Die Definition der „Unperson“ in einer Interaktion bietet ein mögliches Analyseinstrument für die Herstellung eines rassistisch oder sexistisch begründeten Machtverhältnisses. An einer Darstellung beteiligt ist neben den DarstellerInnen das Publikum.³⁴ Die Rolle der „Unperson“, eine „Sonderrolle“, ist durch Präsenz bei einer Interaktion gekennzeichnet, ohne dass die Rolle von DarstellerIn oder Publikum eingenommen wird. Dementsprechend haben soziale AkteurInnen in Sonderrollen keine Informationskontrolle. DarstellerInnen kennen den hervorgerufenen Eindruck und haben destruktive Informationen, Mitglieder des Publikums kennen die Situationsbestimmung und können inoffizielle Informationen aus genauer Beobachtung gewinnen. Demgegenüber verfügen Außenseiter weder über die eine noch über die andere Information (WT: 132 f.). Als Prototyp der Sonderrolle gelten Dienstboten, weitere Beispiele sind Fahrstuhlführer, Taxichauffeur, bzw. „technisches Personal“, das beispielsweise bei Zeremonien eine wichtige Rolle spielt (ProtokollantInnen, RundfunktechnikerInnen, PhotographInnen etc.). Allgemein sind es Personengruppen, denen mit einem „gewissen Maß an Subordination und Respektmangel“ begegnet wird, wie sehr alte, sehr junge und Kranke (WT: 139). Ein anderer Begriff für diese Rolle ist „Nichtperson“ (Goffman 1974: 207).³⁵

In der Interaktion wird ein Machtverhältnis außer durch die Vorenthaltung von Informationskontrolle auch durch aufgezwungene Intimität hergestellt. So beschreibt Goffman das Beispiel einer Schwarzen Sklavin in der Weißen Südstaatengesellschaft in den USA, die aufgrund des zugewiesenen Status der „Unperson“ im Schlafzimmer ihrer DienstherrInnen/Sklavenhalter übernachtet, da sie nicht als legitime Interaktionspartnerin gilt (WT: 138 f.).³⁶ Die Anmerkung, dass die Anwesenheit

34 Sowohl „DarstellerInnen“ als auch „Publikum“ agieren als Ensemble, wobei die Definition als das eine oder andere Ensemble oft willkürlich ist, da auch das Publikum eine Darstellung gibt. Dennoch fungieren diejenigen als DarstellerInnenensemble, die mehr zum Schauspiel des anderen Ensembles beitragen als umgekehrt (WT: 86).

35 RA: 230.

36 Einzuwenden gegen dieses Beispiel ist allerdings, dass die Schwarze Sklavin aufgrund von Rassenkonstruktionen und einer Geschichte der Sklavenherrschaft in den Südstaaten anders als eine Dienstbotin wahrgenommen wird. Für eine Dienstbotin wäre es wohl ungebührlich, sich nachts in dem Schlafzimmer ihrer DienstherrInnen aufzuhalten, die Protagonistin in Goffmans Beispiel aber wird als Schwarze und vor dem Hintergrund der

von Dienstboten das Verhalten von „bewußt Anwesenden“ einschränke, „umso mehr, je geringer der soziale Abstand zwischen Diener und Bedienten ist“ (ebd.), gibt einen Hinweis auf die Bedeutung sozialstruktureller Differenzen für die Interaktion. Demnach erfordert diese spezifische Intimität in der Interaktion eine deutliche Hierarchiedifferenz. In dem von Goffman angeführten Beispiel gleicht die Beziehung zwischen Dienstherrn und Bediensteter – richtiger: zwischen Weißem Sklavenhalter, Weißer Sklavenhalterin und Schwarzer Sklavin – der Intimität in einer sexuellen Interaktion. Diese Intimität wird durch die Definition der Sklavin als „Unperson“ in der Interaktion bedingt.³⁷ Dabei ist eine Bedingung für die Herstellung der Differenz zwischen bewußt anwesender Interaktionsteilnehmerin und „Unperson“ sozialer Abstand. Je größer der Statusunterschied zwischen den beiden desto besser sind die Möglichkeiten, diese beiden Rollen zu inszenieren. Die Herstellung einer Differenz dieser beiden Rollen in der Interaktion stützt sich auf und erfordert eine über die Interaktion hinausgehende soziale Ungleichheit zwischen den Interagierenden. Gleichzeitig wird diese Ungleichheit – die in einem Klassenunterschied und in Rassenkonstruktionen begründet ist – interaktionsspezifisch reproduziert, indem sie inszeniert wird.³⁸

Sklavenherrschaft wahrgenommen und bekommt einen speziellen Platz und eine bestimmte Funktion zugewiesen. Sie wird nicht nur zur „Unperson“ als Dienstbotin, sondern auch aufgrund von Rassenkonstruktionen und muss sich deshalb in einem Raum aufhalten, der für andere Weiße oder im Kontext einer anderen gesellschaftlichen Ordnung als der Sklavenherrschaft in den Vereinigten Staaten zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt tabu wäre. Was Goffmans Darstellung fehlt, ist die Analyse der Bedeutung von Rassenkonstruktionen, die ein Machtverhältnis in der Interaktion reproduzieren.

- 37 Fanon und Baldwin geben Beispiele dafür, wie Herrschaftsanspruch und die Schaffung von (sexueller) Intimität einander bedingen, z. B. Baldwin (1998 [1972]: 390); vgl. 6.2.2.
- 38 So kann ein weiter oben zitiertes Beispiel aus Fanons *Peau noire, masques blancs* im Sinne der Herstellung eines Machtverhältnisses in der Interaktion durch die Zuschreibung der Rolle der „Unperson“ analysiert werden. Die Begegnung von einem Weißen und einem Schwarzen im öffentlichen Raum (in einem Zug), bei der der Schwarze Interaktionsteilnehmer von dem Weißen nicht als Interaktionspartner wahrgenommen wird, wird von Fanon darauf zurückgeführt, dass dem Schwarzen ein Subjektstatus aberkannt wird. Der Schwarze Interaktionsteilnehmer wird als solcher disqualifiziert, indem sich der Weiße aus der Begegnung entfernt, sich „nicht greifbar, durchsichtig, abwesend“ mache (Fanon 1980 [1952]: 73). Fanons Darstellung als Zuweisung einer Funktion der „Unperson“ zu analysieren, bedeutet, diese Begegnung in ihrer Herstellungsweise als „Sozialsystem“ zu untersuchen. Vgl. 6.1.

Wenn in Goffmans Interaktionsanalysen herausgestellt wird, auf welche Art und Weise Machtverhältnisse reproduziert werden, machen sie auch deutlich, dass Machtverhältnisse der Inszenierung bedürfen, um reproduziert zu werden. Goffman stellt das Sozialsystem Interaktion als eigenständige Größe in den Mittelpunkt. Seine Analysen legen allerdings zwei Ordnungen von Beziehungen und Verhältnissen offen, unmittelbare und überindividuelle. Wenn in Interaktionen Machtverhältnisse reproduziert werden, so stellen sie gleichzeitig Machtverhältnisse im Unmittelbaren her, die in sozialstrukturellen Machtunterschieden wie Klassendifferenzen begründet sein *können*, aber auch Machtverhältnisse unabhängig davon produzieren. Diese letzteren werden von Konventionen und Normen aufrechterhalten, die überindividuell sind und unmittelbar wirksam. Was Goffmans Vorhaben mit den Problematisierungsweisen gesellschaftlicher Machtverhältnisse in sozialen Bewegungen eint, ist die Analyse einer Form der Macht, die sich von einer ökonomisch begründeten unterscheidet und die dennoch zwingend ist, da sie objektiv gilt und subjektiv wirkt. Diese Unterscheidung zwischen ökonomisch begründeten Machtverhältnissen und in Normen begründeten Machtverhältnissen ermöglicht die Analyse ihrer Wirkungsweise: Sie können miteinander einhergehen und sich gegenseitig verstärken *und* sie können unabhängig voneinander Machtverhältnisse (re-)produzieren.

7.2 Soziale Organisation

In den 1950er Jahren untersucht Goffman die Mechanismen, die in „totalen Institutionen“ wirksam sind, d. h. in abgeschlossenen Räumen, die einen „Teil der Zeit und der Interessen ihrer Mitglieder in Anspruch“ nehmen (A: 15). Es geht um die Untersuchung allgemeiner Mechanismen des sozialen Austauschs, des Verhältnisses zwischen sozialer Institution und Individuum gewissermaßen unter den Bedingungen eines „Labors“. Denn Goffman betont, dass „alle Institutionen [...] tendenziell allumfassend“ sind (ebd.) und: „offenbar findet sich keines der von mir beschriebenen Elemente ausschließlich in totalen Institutionen, und keines ist allen gemeinsam“. Am Beispiel totaler Institutionen sollen idealtypisch Merkmale von sozialen Institutionen und Organisationen herausgearbeitet werden (ebd.: 17). Wenn daraufhin die zwei Gruppen, die in einer Anstalt anzutreffen sind und die durch eine „fundamentale Trennung“ voneinander geschieden sind, nämlich die große, „gemanagte“ Gruppe der „Insassen“ und die kleine Gruppe des Aufsichtspersonals, in ihrem sozialen Austausch untersucht werden, stellt sich der Mechanismus der Überwachung als zentral heraus: Insassen und Auf-

sichtspersonal seien dabei „aufeinander angewiesen“ (ebd.: 18). Überwachung bedeutet: „[...] a seeing to it that everybody does what he has been clearly told is required of him, under conditions where one person's infraction is likely to stand out in relief against the visible, constantly examined compliance of the others“ (Goffman 1961: 18).³⁹

In der 14 Jahre vor Foucaults *Überwachen und Strafen* (1975) veröffentlichten Studie analysiert Goffman die Bedingungen des sozialen Austauschs in totalen Institutionen als allgemein anzutreffende. Dazu gehört die Regelung sozialer Interaktionen in Institutionen – von unterschiedlicher Offenheit, die sich in gegenseitiger Überwachung manifestiert. Darüber hinaus erweist sich das „sichtbare“ Einverständnis der Einzelnen mit ihrer Unterwerfung unter bestimmte Regeln sowie die Ahndung eines „Verstoßes“ als normativ: Diese Mechanismen werden in sozialen Institutionen produziert, die mehr oder weniger legitime Formen der Internierung, Kasernierung und Regulierung in einer Gesellschaft der Moderne darstellen: Psychiatrie, Konzentrationslager im Nationalsozialismus, Gefängnis, Militär, Kloster und Internat. Gemeinsam seien ihnen Mechanismen, die als „Angriffe auf das Selbst“ beschrieben werden (A: 43). Goffmans Essays können als eine Analyse von Disziplinierung gelesen werden, die von Foucault als eine der normalisierenden Techniken ausgewiesen wird. Dazu zählen vor allem die indirekten Praktiken in sozialen Institutionen, etwa „die Tendenz zur Vervielfältigung der aktiv erzwungenen Regeln“, der „Reglementierung“ (A: 48).⁴⁰ Wenn Goffman bemerkt, „wie detailliert und eng restriktiv“ soziale Kontrolle in totalen Institutionen ist, was als „Prozess der sozialen Kontrolle in jeglicher organisierten Gesellschaft wirksam ist“ (A: 45; Hervorhebung I. J.),⁴¹ wird offensichtlich, dass es sich dabei lediglich um graduelle Unterschiede handelt. Mit anderen Worten, die Reglementierung erweist sich als allgemeiner Mechanismus der sozialen Kontrolle. Goffmans Untersuchung von allgemeinen Regeln sozialer

39 Die Übersetzung lautet: „[...] darauf geachtet wird, daß jeder das tut, was ihm klar und deutlich befohlen wurde, und zwar unter Bedingungen, unter denen ein Verstoß des einzelnen sich deutlich gegen die sichtbare, jederzeit überprüfbare Willfähigkeit der anderen abhebt“ (A: 18). Die davor zitierten Stellen sind im Original (1961) auf den Seiten 15-18.

40 Hahn hat auf die Analogien von Foucaults Technologien der Disziplinarmacht und Goffmans institutioneller Hervorbringung des Selbst sowie die Kontrollmechanismen hingewiesen, die von Elias in Bezug zur höfischen Gesellschaft und von Weber in Bezug zum Puritaner analysiert wurden (Hahn 1985: 183; vgl. Willems 1997: 130 f.). Willems hebt dem gegenüber hervor, dass Goffman auch die „Grenzen institutioneller Überwachungsmöglichkeiten“ betone (ebd.).

41 Im Original finden sich die zitierten Stellen auf den Seiten 43-45.

Kontrolle in sozialen Institutionen in den teilweise bereits 1957 veröffentlichten Essays aus *Asylums* können als Analyse der damals aktuellen sozialpolitischen Situation gelesen werden.

Soziale Institutionen und die Definition von Personenkategorien

Goffmans Definition von Reglementierung, die darin bestehe, dass mit der „Vervielfältigung der aktiv erzwungenen Regeln“ die „Verpflichtung verbunden [ist], die reglementierte Tätigkeit unisono in Gruppen von Mitinsassen zu verrichten“ (A: 48), lässt sich als Beschreibung von sozialen Praktiken der Konventionalisierung analysieren, die in Wagners Untersuchung einer Konfiguration der „organisierten Moderne“ eignen und sich u. a. in der kollektiven Organisation von Interessen manifestieren. Die Notwendigkeit, sich national zu definieren wie die Organisation politischen Widerstands im Modus der Nation und seinen Unterformen, die weiter oben beschrieben wurden, lassen sich so als Wirkung sozialer Institutionen in westlichen Industrienationen ausmachen. Goffmans Untersuchungen lassen Rückschlüsse darauf zu, auf welche Art und Weise diese Notwendigkeiten in sozialen Institutionen hergestellt werden und in sozialen Praktiken umgesetzt werden.

Diese Erörterungen über die „fundamentale Trennung“ von sozialen Gruppen in totalen Institutionen, die Aufteilung in Insassen und Aufsichtspersonal werden zu einem Zeitpunkt gemacht, als die *gesellschaftliche Segregation* entsprechend von Rassenkonstruktionen in der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten in Frage gestellt wird und ihre Legitimität untergraben wird. Gleichzeitig finden die Dekolonisationskämpfe in Afrika und Asien statt und damit einhergehend formuliert Fanon seine Kritik an Weißer Normativität, die als „manichäische Weltsicht“ in einer Polarität der Rassenkonstruktionen begründet ist. Zu einem etwas späteren Zeitpunkt wird auch die gesellschaftliche Segregation entsprechend von Geschlechterkonstruktionen im Rahmen der Frauenbewegung in Frage gestellt. Goffmans Untersuchungen über soziale Praktiken in totalen Institutionen zeigen die Auswirkungen der Trennung von sozialen Gruppen auf, die die Kontrolle der einen Gruppe durch die andere bedingt. Die Beschreibung der Aufteilung in soziale Gruppen in der Psychiatrie als totaler Institution scheint eine genaue Wiedergabe der Bedingungen der rassistisch segregierten US-amerikanischen Gesellschaft zu sein: „Social mobility between the two strata is grossly restricted; social distance is typically great and often formally prescribed. [...] Just as talk across the boundary is restricted, so, too, is the passage of information“ (1961: 19).⁴²

42 A: 19.

Fehlende soziale Mobilität zwischen den im Rahmen einer sozialen Institution definierten zwei Gruppen und das Vorenthalten von Informationen schafft jene soziale „Distanz und Kontrolle“ (A: 20), die von AktivistInnen und AutorInnen der Bürgerrechtsbewegung angeprangert wurde: sei es die Segregation in öffentlichen Einrichtungen wie Schule und Hochschule, im öffentlichen Raum wie in öffentlichen Verkehrsmitteln, sei es die Vorenthaltung von Bürgerrechten aufgrund von Rassenkonstruktionen oder die Isolierung in Großstadtghettos. Ein weiterer Aspekt der Segregation – der Division in zwei soziale Gruppen in sozialen Institutionen – ist die Formung zum Objekt in der „Verwaltungsmaschinerie“ (A: 27). Auch sie basiert auf der Isolierung durch Kategorisierung, wie Goffmans Analyse nahe legt. Der Bericht eines Matrosen, der hier angeführt wird, weist auf den Zusammenhang von Isolierung und Herstellung einer homogenen Gruppe hin: „This complete isolation helps to produce a unified group of swabs, rather than a heterogeneous collection of persons of high and low status“ (1961: 25). Letztlich gehe es bei diesem Prozess des „Programmierens“ um Folgendes: „[...] in thus being squared away the new arrival allows himself to be shaped and coded into an object that can be fed into an administrative machinery of the establishment, to be worked on smoothly by routine operations“ (1961: 26).

Die Instituierung bestimmter sozialer Normen in totalen Institutionen durch „die Identifizierung von Insassen“ kann als beispielhafte Darstellung von Normalisierung gelten. Totale Institutionen präsentieren sich als *rationale Organisationen*, die die „Besserung der Insassen im Sinne einer bestimmten idealen Norm“ anstreben (A: 78). Dies schafft die Voraussetzung für die Überwachung auch des Personals in totalen Institutionen, deren „Arbeit am Menschen“ (A: 79) von Vorgesetzten, durch „Überwachungsagenturen der weiteren Gesellschaft“, Verwandtschaft der Insassen und den Insassen selbst kontrolliert wird (A: 80). Die „rationale Perspektive“ (A: 86) begründet die „Identifizierung der Insassen“, die „ein zentrales und fundamentales Mittel der sozialen Kontrolle“ ist (A: 87 f.). Effekt dieser Identifizierung ist, dass Insassen als diejenige Gruppe, die einer bestimmten Norm zu unterwerfen ist, „sich selbst steuern“, wie Goffman schreibt:

„Although there is a psychiatric view of mental disorder and an environmental view of crime and counter-revolutionary activity, both freeing the offender from moral responsibility for his offence, total institutions can little afford this particular kind of determinism. Inmates must be caused to *self-direct* themselves in a manageable way, and, for this to be promoted, both desired and undesired conduct must be defined as springing from the personal will and charac-

ter of the inmate himself, and defined as something he can himself do something about. In short, each institutional perspective contains a personal morality, and in each total institution we can see in miniature the development of something akin to a functionalist version of moral life.“ (1961: 83; Hervorhebung i. O.)⁴³

Effekt der sozialen Kontrolle durch Identifizierung bestimmter Personen als Insassen ist die Schaffung der Disposition, „sich selbst zu steuern“, sowie die Definition eines „persönlichen Willens“ und „Charakters“, dem das Handeln der derart Identifizierten entspringt.

„The translation of inmate behaviour into moralistic terms suited to the institution’s avowed perspective will necessarily contain some broad presuppositions as to the *character of human beings*. Given the inmates of whom they have charge, and the processing that must be done to them, the staff tend to evolve what may be thought of as a *theory of human nature*. As an implicit part of institutional perspective, this theory rationalizes activity, provides a subtle means of maintaining social distance from inmates and a stereotyped view of them, and justifies the treatment accorded to them.“ (1961: 83 f.; Hervorhebung I. J.)⁴⁴

Soziale Institutionen sind demzufolge Orte, an denen Theorien über „die Natur des Menschen“ hervorgebracht werden. Anders formuliert, werden in totalen Institutionen als Modell sozialer Institutionen Definitionen der „Natur des Menschen“, des „Wesens‘ des Menschen“ festgelegt (Goffman 1961: 85). In Anstalten werden, Goffman zufolge, Zielen, Vorschriften und Rollen „Tiefe und Farbe“ verliehen, es erfolgt die Zuteilung von „Charakter und Sein“ (ebd.: 103).

„There are grounds, then, for claiming that one of the main accomplishments of total institutions is *staging a difference between two constructed categories of persons* – a difference in *social quality* and *moral character*, a difference in perceptions of self and other. Thus every social arrangement in a mental hospital seems to point to the profound differences between a staff doctor and a mental patient; in a prison, between an official and a convict; and in military units (especially elite ones), between officers and men. Here, surely, is a magnificent social achievement, even though the similarity of the players, to which institutional ceremonies attest, can be expected to create some staging problems and therefore some personal strain.“ (1961: 104; Hervorhebung I. J.)⁴⁵

43 A: 89. Die vorangehenden Zitate sind im Original auf den Seiten 73-80.

44 A: 89 f.

45 A: 112.

Goffmans Darstellung über die Wirkungsweise sozialer Institutionen am Beispiel totaler Institutionen gibt Aufschluss über die Herstellung dessen, was als „Natur des Menschen“ in seiner „Identität“ enthalten zu sein scheint. Demzufolge ist es nicht eine verborgene Natur oder ein Kern, der dem „Menschen“ inhärent ist und in der allerorten beschworenen „Suche“ nach Identität – der „unausweichlichen Frage der Identität“ – entdeckt werden kann. Vielmehr legt die dargestellte Analyse den Schluss nahe, dass es sich bei dieser „Identifizierung“ um einen sozialen Institutionen eignenden Prozess handelt, bei dem die Aufteilung in zwei Personenkategorien stattfindet. Schließlich werden im Zuge dieses Prozesses, bei dem die Mitgliedschaft sozialer AkteurInnen zu sozialen Institutionen definiert wird, indem sie zu sozialen Gruppen zusammengefasst werden, auch die Normen über erwünschtes wie unerwünschtes Verhalten festgelegt. Die (Selbst-)Zuschreibung einer „Identität“ erfolgt entsprechend der institutionell begründeten Personenkategorien, wie Goffmans abschließende Erwähnung von „Identitätsanekdoten“, „Identitätswitzen“, „Identitäts-Skandalen“ und „Identitätsproblemen“ in totalen Institutionen nahe legt: In diesem Zusammenhang steht der Identitätsbegriff in dem dargestellten Text über die Wirkungsweise sozialer Institutionen *erstens* als Bezeichnung für das Verfehlen von Rollenzuschreibungen und der Zuweisung bestimmter Personenkategorien, *zweitens* als Bezeichnung für die Inszenierung sichtbarer, d. h. überprüfbarer, Unterschiede.

Die Definition des Selbst in sozialen Organisationen

Goffmans Untersuchung über die Schaffung des „Selbst unter institutionellen Gesichtspunkten“ (A: 127) ist, wie andere Thematisierungen des Selbst und von Identität in seinen Arbeiten, einer bestimmten Unentschiedenheit verpflichtet, was den Status des „Selbst“ angeht. Einerseits werden die Prozesse dargestellt, die die institutionelle Produktion des Selbst bedingen, wodurch Vorstellungen von einer „Natur“ des Selbst außerhalb der sozialen Hervorbringung eine sozialtheoretische Konzeption entgegengesetzt wird. Andererseits postuliert Goffman auch das Selbst, das der sozialen Zurichtung entgeht, etwa wenn als ein Charakteristikum sozialer Institutionen „Angriffe auf das Selbst“ festgestellt werden (A: 52) und das „Individuum“ als „Stellung beziehende Entität“ (A: 304) definiert wird. „[U]nser Gefühl persönlicher Identität steckt häufig gerade in den Brüchen“ (ebd.), schreibt Goffman am Ende seines Essays „The Underlife of a Public Institution: A Study of Ways of Making Out in a Mental Hospital“.⁴⁶ Die Motivation Goffmans ist demnach

46 Im Original sind die eben zitierten Stellen auf S. 280.

durchaus den zivilisationskritischen Thematisierungen von Identität, wie sie in den vorangehenden Kapiteln dargestellt wurden, vergleichbar. Unter anderem diese Affinität begründet die These, dass in den Arbeiten Goffmans der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ hervorgebracht wird.

Wie wird nun diese „gefühlte Identität“ hergestellt, wenn sie nicht auf eine „menschliche Natur“ zurückgeführt werden kann? Vielleicht lässt sich die Unentschiedenheit Goffmans selbst als Effekt von Rahmen analysieren, ein Modell, das von ihm in einem Abstand von ca. 15 Jahren entworfen wurde. Demnach wäre die Annahme einer „gefühlten Identität“ (1961: 119) oder eines „Sinns persönlicher Identität“ (1961: 280)⁴⁷ ein Produkt sozialer Institutionen, die die Identifizierung ihrer Mitglieder durch Selbststeuerung erfordern, indem ihnen ein persönlicher Willen eingepflanzt wird. D. h. die Suche nach dem Spalt im institutionell verfügbaren Arrangement, die die Annahme eines „persönlichen Willens“, eines „Sinns persönlicher Identität“ voraussetzt, ist bereits ein Produkt der Rahmung durch soziale Institutionen in Gesellschaften westlicher Industrienationen. Goffmans Thematisierung eines „Sinns persönlicher Identität“ lässt einerseits auf etwas schließen, das über die Identifizierbarkeit durch eine soziale Institution hinaus geht. Andererseits kann diese Suche auch als Effekt der Reglementierung durch eine soziale Organisation begriffen werden, die die Mitgliedschaft zu einer sozialen Organisation sichert, indem das, was nicht in der institutionellen Hervorbringung aufgeht, einer unentwegten Überprüfung und Korrektur unterzogen wird.

Goffman zufolge setzen soziale Organisationen eine „Disziplin des Handelns“ wie „eine Disziplin des Seins“ voraus: „eine Verpflichtung,

47 In der deutschen Übersetzung von Nils Lindquist wird „felt identity“ (1961: 119) zu „Identitätsgefühl“ (A: 127). Auf diese Weise wird der Charakter der Herstellung allerdings unsichtbar gemacht. Übersetzt man das Partizip mit einem Substantiv geht die aktive Konstruktionsleistung der sozialen Akteurein dabei verloren und es erfolgt eine Verdinglichung von Identität. Gerade das aber ist das Problem mit der Rede von Identität: dass eine Vorstellung von Identität als Kern produziert wird, den Individuen gewissermaßen von Natur aus mit sich herumtragen. Das wird noch verstärkt durch die Übersetzung von „sense of personal identity“ (1961: 280) mit „Gefühl persönlicher Identität“ (A: 304). So wird Goffmans Untersuchung von der institutionellen Hervorbringung einer normativen Identitätsannahme (eines Charakters oder einer Persönlichkeit) konterkariert. Zusammen mit der Verdinglichung von Identität ergibt sich eine Bedeutungsverschiebung, die „Identität“ zu einer psychisch-emotionalen Notwendigkeit verdinglicht, statt die institutionelle Herstellung der Identitätsanforderung zu analysieren, wie es Goffman tut.

einen bestimmten Charakter zu haben und in einer bestimmten Welt zu leben“ (A: 184):

„Now if any social establishment can be seen as a place where implications about self systematically arise, we can go on to see it as a place where these implications are systematically dealt with by the participant. To forgo prescribed activities, or to engage with them in unprescribed ways or for unprescribed purposes, is to withdraw from the official self and the world officially available to it. To prescribe activity is to prescribe a world; to dodge a prescription can be to dodge an identity. [...]

Every organization, then, involves a discipline of activity, but our interest here is that at some level every organization also involves a discipline of being – an obligation to be of a given character and to dwell in a given world.“ (1961: 170 f.)

Der Erwerb einer „Disziplin des Seins“, des „Selbstbilds“ oder „gefühlter Identität“ erfolgt, Goffman zufolge, in der Laufbahn einer „moralischen Karriere“. Vergleicht man die Beschreibung einer Entwicklung des Selbst „in den Mustern sozialer Kontrolle“ (A: 166) Eriksons Modell der Identitätsentwicklung oder den Erzählungen Baldwins über die Entwicklung „amerikanischer Identität“, der Beschreibung Friedans der Identitätsentwicklung von Frauen und nicht zuletzt Fanons Beschreibung von der dialektischen Entwicklung der Nation und einer nationalen Kultur, kommt ein anderer Begriff von Entwicklung zur Geltung. Was für letztere die Entwicklung eines „autonomen Subjekts“ hin zu Unabhängigkeit ist, ist in Goffmans Darstellung die Unterwerfung unter institutionell verfügte Normen über vorgeschriebenes Verhalten und Sein. Am Beispiel von Psychiatriepatienten werden bestimmte Schritte in dieser „Laufbahn“ aufgezeigt. Dazu gehört erstens ein Homogenisierungsprozess: die Schaffung einer sozialen Gruppe durch ihre Kategorisierung.

„It is thus a tribute to the power of social forces that the uniform status of mental patient cannot only *assure* an aggregate of persons a common fate and eventually, because of this, a *common character*, but that this *social reworking* can be done upon what is perhaps the most obstinate diversity of human materials that can be brought together by society. Here there lacks only the *frequent forming of a protective group life* by ex-patients to illustrate in full the classic cycle of response by which deviant subgroupings are psychodynamically formed in society. [...] Similarly, the student of mental hospitals can discover that the crazyiness or ‚sick behaviour‘ claimed for the mental patient is by and large a product of the claimant’s social distance from the situation

that the patient is in, and is not primarily a product of mental illness.“ (1961: 121; Hervorhebung I. J.)⁴⁸

Die Konstruktion eines gemeinsamen Charakters einer Ansammlung von Menschen über alle Unterschiede hinweg resultiert aus sozialer Umformung und hat häufig den Zusammenschluss der so Kategorisierten zur Folge. Zweitens gehört zur „moralischen Karriere“ der durch eine soziale Institution Identifizierten die rückwirkende Konstruktion: aufgrund diesen Schrittes gehören sie *immer schon* zur definierten Gruppe. Die Begründungsnot für eine solche Kategorisierung wird auf diese Weise aufgehoben.

„These problems are erased, no doubt unintentionally, by the case-history construction that is placed on the patient’s past life, this having the effect of demonstrating that all along he had been becoming sick. [...] An important aspect of every career is the view the person constructs when he looks backward over his progress; in a sense, however, *the whole of the prepatient career derives from this reconstruction.*“ (1961: 135; Hervorhebung I. J.)

„Given the stage that any person has reached in a career, one typically finds that he constructs an image of his life course – past, present, and future – which selects, abstracts, and distorts in such a way as to *provide him with a view of himself* that he can usefully expound in current situations. Quite generally, the *person’s line concerning self* defensively *brings him into appropriate alignment with the basic values of society*, and so may be called an apologia.“ (Ebd.: 139 f.; Hervorhebung I. J.)

Die rückwirkende Konstruktion einer Laufbahn, einer Fallgeschichte, garantiert mit der Schaffung eines Selbstbilds die erforderliche „Anpassung an grundlegende Werte der Gesellschaft“. Bezieht man die in vorangehenden Kapiteln gebrachten Beispiele ein, in denen eine persönliche oder kollektive Geschichte als „immer schon“ vorhanden in der Rede von Identität hervorgebracht wird, so kann mit Goffmans Analyse nunmehr darin ein Mechanismus der Anpassung an vorherrschende Normen gesehen werden. Sei es die (Selbst-)Definition im Modus der Nation, wie sie im Zuge der „national-character studies“, aber auch in der Black Power Bewegung als „wahres Selbst“ entsprechend von Rassenkonstruktionen vorgebracht wurden, sei es in den sexualwissenschaftlichen Arbeiten der Entwurf von „core-gender identity“, stets geht es dabei um die Instituierung von Normen als allgemeingültig, indem sie von sozialen AkteurInnen in Form von „gefühlter Identität“ übernommen werden.

48 A: 128 f.

Schließlich ist eine „moralische Ermüdung und Lockerung“ der derart Identifizierten und Definierten auszumachen. Diese Formulierung Goffmans beinhaltet eine gewisse Ironie, denn die „moralische Laufbahn“ führt nicht zur Stärkung der Moral durch die Umwandlung gesellschaftlicher Normen zu einer persönlichen Moral im „Selbstbild“ oder „gefühlter Identität“, sondern hat eine moralische Schwächung zur Folge.

„In the hospital, then, the inmate can learn that the self is not a fortress, but rather a small open city; he can become weary of having to show pleasure when held by troops of his own, and weary of having to show displeasure when held by the enemy. Once he learns what it is like to be defined by society as not having a viable self, this threatening definition – the threat that helps attach people to the self society accords them – is weakened.“ (1961: 152)⁴⁹

Auf diese Weise erfolgt die Entwicklung des Selbst „in den Mustern sozialer Kontrolle“.

„Each moral career, and behind this, each self, occurs within the confines of an institutional system, wether a social establishment such as a mental hospital or a complex of personal and professional relationships. The self, then, can be seen as something that resides in the arrangements prevailing in a social system for its members. The self in this sense is not a propriety of the person to whom it is attributed, but dwells rather in the pattern of social control that is exerted in connection with the person by himself and those around him. This special kind of institutional arrangement does not so much support the self as constitute it.“ (Ebd.)

Goffmans Untersuchung der Konstitution des Selbst durch soziale Kontrolle unterscheidet sich von G. H. Meads Theorie, in der das Selbst durch soziale Kontrolle nicht nur hervorgebracht wird, sondern dessen Verhalten durch soziale Kontrolle konditioniert und korrigiert werden kann.⁵⁰ Anders als Goffman geht Mead von einer rationalen Norm in sogenannten organisierten Gesellschaften aus (die zeitgenössische Gesellschaft in den USA, die Gesellschaften westlicher Industrienationen, die als „modern“ gelten). Während in Meads Theorie mit der „zivilisierten“ im Unterschied zur „primitiven Gesellschaft“ sowie einer anzustrebenden „Universalgesellschaft“ ein normatives gesellschaftliches Entwicklungsziel vorgegeben ist, ist Goffmans Vorhaben ein analytisches. Es wird untersucht, wie Normen in sogenannten „modernen“ Gesell-

49 A: 163.

50 Vgl. 4.3.

schaften wirksam werden, wie sie Machtverhältnisse zwischen sozialen AkteurInnen hervorbringen und bestehende verstärken. Goffmans Untersuchung bezieht sich auf diesen Prozess der Konditionierung eines „Selbst“ durch die Mechanismen sozialer Kontrolle, die Schaffung einer „Natur des Menschen“, die allerdings nicht ein „autonomes Subjekt“ begründen, sondern die Unterwerfung unter gesellschaftlich vorherrschende Normen. Dementsprechend richtet sich Kritik an Goffmans Theorie auf die fehlende Grundlage für eine normative Theorie gesellschaftlicher Entwicklung. In Goffmans Theorie gehe es den Individuen darum, bestimmten Spielregeln zu folgen statt einer moralischen Einstellung, was als Konsequenz aus der Aufhebung des Unterschieds zwischen Realität und Schein gedeutet wird.⁵¹ Gouldner kritisiert zudem die Ausblendung gesellschaftlicher Machtverhältnisse (Gouldner 1971: 379). Dem muss entgegengehalten werden, dass in Goffmans Theorie der Interaktion als autonomem sozialem System sehr wohl auf Machtverhältnisse, die über die Interaktion hinaus bestehen, verwiesen wird. Gleichwohl wird herausgearbeitet, auf welche Weise Machtverhältnisse Gegenstand der Inszenierung in der Interaktion werden. In dieser Arbeit wird die These vertreten, dass Goffman so die Untersuchung der Reproduktion von Normen als Form von Macht ermöglicht. Dass diese nicht ausschließlich rational sind oder funktional begründet, darauf weisen außerdem AutorInnen und AktivistInnen sozialer Bewegungen mit ihrer zeitgleichen Infragestellung vorherrschender gesellschaftlicher Normen hin. Die Konzeption des „autonomen Subjekts“ wird mit Goffmans Theorie jedoch unterminiert.⁵²

„Formalen, instrumentellen Organisationen“ als sozialen Organisationen obliegt nicht nur die Unterwerfung von sozialen AkteurInnen unter bestimmte Normen, sondern auch die Schaffung von Normen, indem festgelegt wird, „was als *offiziell anerkannter Maßstab* des Wohlergehens, als *gemeinsame Werte*, als Anreiz oder als Strafe zu gelten hat.“ Dabei betrifft dieses „Konzept [...] *die Natur oder das soziale Sein des Teilnehmers*“ (A: 177; Hervorhebung I. J.).

„These implicit images form an important element of the values which every organization sustains, regardless of the degree of its efficiency or impersonal-

51 Gouldner (1971: 384); Schäfer (1983). Lenz zufolge ist die deutschsprachige Rezeption von Goffman nachhaltig von der Kritik Gouldners geprägt (1991: 74 f.).

52 Willems zitiert Goffmans dies bezüglich: „If the result of my approach can be construed as ‚decentering‘ the self, then I am happy to be in the vanguard, providing it is appreciated that this does not mean a lack of interest in the self, merely an effort to approach its figuring from additional directions“ (1981: 62; zit. n. Willems 1997: 115).

ity. Built right into the social arrangements of an organization, then, is a thoroughly embracing conception of the member – and not merely a conception of him *qua* member, but behind this conception of him *qua* human being.“ (Goffman 1961: 164; Hervorhebung i. O.)⁵³

Mittels dieser „Organisationsbegriffe vom Menschen“ (A: 177), von der „menschlichen Natur“ (ebd.: 182), „schreibt die Organisation dem Mitglied sein gesamtes Sein vor“ (ebd.: 177). Dies erfolgt über die Definition von Abweichungen, wodurch die „Identität“ und „Selbst-Definition“ von Mitgliedern bestimmt wird (ebd.). Der Beteiligte akzeptiert „stillschweigend eine bestimmte Auffassung von seiner Motivation und daher seiner Identität.“ Dabei sieht er „diese Annahmen hinsichtlich seiner Person als vollkommen natürlich und akzeptabel“ an, so Goffman (A: 178).

Eine Organisation⁵⁴ ist als Ort anzusehen, so Goffman, „an dem Annahmen über die Identität der Beteiligten gehegt werden“ (A: 183). Dabei passt das Individuum, das in eine bestimmte soziale Organisation eintritt, sich diesen Erwartungen an, so dass es zur Übereinstimmung des Charakters des Individuums mit den Annahmen über den Charakter des Individuums kommt, wie am Beispiel eines Gefängnisinsassen hinsichtlich eines Fluchtwunsches gezeigt wird:

„An important aspect of prison managements’s definition of the character of inmates is that if you give inmates the slightest chance, they will try to escape their legal term. It may be added that the desire of inmates to escape, and their usual willingness to suppress this desire due to the likelihood of being caught and penalized, expresses (through sentiment and action, not words) an agreement with the view that management takes of them. A very great amount of conflict and hostility between management and inmates is therefore consistent with *agreement concerning some aspects of the latter’s nature*.“ (1961: 169; Hervorhebung I. J.)⁵⁵

Der Mechanismus der „sekundären Anpassung“ ermöglicht sozialen AkteurInnen, sich der institutionellen Identifizierung zu entziehen oder sich

53 A: 177.

54 Auch hier weist Goffman darauf hin, dass totale und andere soziale Organisationen sich gleichen: „A hotel that respectfully keeps its nose out of almost all of a guest’s business and a brainwashing camp that feels the guest ought to have no private business for noses to be kept out of are similar in one regard: both have a general view of the guest that is important to him and with which he is expected to agree.“ (Goffman 1961: 165; A: 178).

55 A: 182.

ihr entgegenzustellen. Sie erlaubt den Einzelnen, „persönliche Identität“ in einer sozialen Organisation aufrechtzuerhalten (A: 304). Während „primäre Anpassung“ einen sozialen Akteur „zum ‚normalen‘, ‚programmierten‘ oder zugehörigen Mitglied“ einer sozialen Organisation macht (A: 185), bezeichnet „sekundäre Anpassung“ die Anwendung unerlaubter Mittel sowie das Verfolgen unerlaubter Ziele, um die „Erwartungen der Organisation hinsichtlich dessen, was er tun sollte und folglich was er sein sollte, zu umgehen. Sekundäre Anpassung stellt eine Möglichkeit dar, wie das Individuum sich der Rolle und dem Selbst entziehen kann, welche die Institution für es verbindlich hält.“ (A: 185). Allerdings handelt es sich dabei um „inoffizielle“ Aktivitäten, „durch die die offiziellen Ziele der Organisation gefördert werden können und durch welche die Beteiligten, soweit dies in der Situation möglich, sich primär anpassen“ (A: 186). Goffman macht deutlich, dass soziale Organisationen diesen Abweichungen erstens mit „Verschärfung der Disziplin“ begegnen und zweitens „durch eine selektive Legitimierung dieser Praktiken [...], da sie hoffen, auf diese Weise Kontrolle und Herrschaft wiederzuerlangen, selbst um den Preis, daß einige Pflichten der Mitglieder aufgegeben werden müssen“ (ebd.: 192). Kollektiv angewendet bilden diese Praktiken das „Unterleben“ einer Institution. Als solche tragen sie zur Stabilität einer sozialen Institution bei (A: 194). Goffman unterscheidet hinsichtlich des Ausmaßes sekundärer Anpassung zwischen zerstörerischen und gemäßigten Praktiken (A: 194 f.). Sie werden zudem von den sozialen Verhältnissen bedingt, unter denen sie ausgeführt werden, d. h. abhängig z. B. von „dem Standort des sie Praktizierenden in der Hierarchie der Organisation“, abhängig auch vom „Typ der Anstalt“ u. a. (ebd.: 196 ff.). Praktiken sekundärer Anpassung ermöglichen den Einzelnen, „eine gewisse Distanz, eine gewisse Ellenbogenfreiheit zwischen sich selbst und dem, womit die anderen es identifizieren möchten“ zu schaffen (A: 303). Dabei betont Goffman, dass „das Individuum stets Mittel und Wege findet“, diese Distanz zu Definitionen und Identifizierungen durch andere zu schaffen (ebd.).

Der Begriff der sekundären Anpassung weist darauf hin, dass ein „Sinn von persönlicher Identität“ einerseits durch die institutionelle Identifizierung hergestellt wird und andererseits über diese hinausgeht, d. h. eine Art Freiraum von der normativ verfügbaren Definition eines Selbst darstellt. Darüber hinaus ist sekundäre Anpassung auch ein weiterer Mechanismus von sozialen Institutionen, die Mitgliedschaft ihrer Angehörigen zu sichern, indem die Möglichkeiten des Ausweichens festgelegt werden. Statt also in „gefühlter Identität“ oder im „Sinn persönlicher Identität“ eine „wahre Natur“ und damit das, was einen sozialen Akteuren als „Menschen“ auszeichne, zu vermuten, wäre zu beto-

nen, dass selbst dieser Überschuss noch institutionell verfügt ist. Die Bemühung um seine wissenschaftliche Erforschung und Definition führt vielmehr auf jene Rahmen zurück, die diese Konzeption einer „Identität“ oder „Biographie“ erforderlich macht: die Notwendigkeit einesindrucks, der „eine Kontinuität absoluter Unterscheidbarkeit“, für TeilnehmerInnen an einer gerahmten Tätigkeit garantiert. Diese Annahme einer „Basiskontinuität“, eines „wahren Charakters“ hinter einer Rolle oder Darstellung ist demnach auf eine Rahmung zurückzuführen. Ein Effekt dieser Rahmung ist die permanente Erforschung der sichtbaren Diskrepanz in der „Person-Rolle-Formel“ in der Selbstbefragung, die letztlich eine beständige Korrektur entsprechend der institutionell verfügbaren Norm garantiert.

Natur des Geschlechts

Mit Goffmans Analyse von der institutionellen Hervorbringung von Definitionen des „Wesens des Menschen“, von Personenkategorien, denen eine gewisse „Tiefe und Farbe“ verliehen wird, kann die Attribuierung von Identität, Charakter oder Persönlichkeit mit „eigen“ in der bislang rekonstruierten Rede von Identität wieder aufgegriffen werden. Was oft als Leugnung der „eigenen Identität“ oder der „eigenen Persönlichkeit“ in der Problematisierung von Identität auftaucht,⁵⁶ kann so auf

56 Mit Erikson, Baldwin und Oakley werden an dieser Stelle beispielhaft drei Hinweise gegeben. In Eriksons Identitätstheorie zeichnet die Ausbildung von Ich-Identität der Erwerb dieses Attributs „eigen“ aus. Demnach bedingt die Ausbildung von Ich-Identität die Ausrichtung „auf eine kollektive Zukunft“, wie Erikson z. B. in *Identity. Youth and Crisis*. (1970 [1968]: 47) formuliert. Wenn Ich-Identität den Erwerb eines „Stil[s] der *eigenen* Individualität“ bedingt sowie gleichzeitig dessen Übereinstimmung „mit der Gleichheit und Kontinuität der *eigenen* Bedeutung für signifikante andere“ (ebd.; Hervorhebung I. J.), so wird deutlich, dass auf diese Weise nicht nur Kohärenz und Kontinuität hergestellt wird, sondern auch der Erwerb des Prädikats „eigen“ als Kennzeichen von Ich-Identität ausgewiesen wird. (Vgl. 5.1). Bei Baldwin steht die Verwendung der Konzeption von Identität mit der Prädikation „eigen“ für die Herstellung einer nationalen vorgestellten Gemeinschaft einerseits sowie für die afroamerikanische vorgestellte Gemeinschaft im Sinne der „Unternation“. Dabei ist es für Baldwins Beitrag kennzeichnend, dass er die Ausbildung der nationalen Gemeinschaft in einer Identität („our own identity“) in Abhängigkeit stellt von der Anerkennung einer Geschichte und Gegenwart der afroamerikanischen Gemeinschaft (die hier auf den Begriff der Figur des „Negro“ gebracht ist): „[...] the loss of our own identity is the price we pay for the annulment of his“ (1998 [1951]: 20). Dagegen steht die Negierung einer „eigenen Persönlichkeit“ und einer „eigenen Erfahrung“ von AfroamerikanerInnen durch Weiße AmerikanerInnen: „[...] the Negro in America can only acquiesce in the obliteration of his own personality, the distortion

eine institutionelle Definition von „Eigenschaften“ der Mitglieder einer sozialen Organisation zurückgeführt werden. Auf diese Weise wird die Mitgliedschaft an einer sozialen Organisation bestimmt: indem sozialen AkteurInnen bestimmte „Eigenschaften“ als „Eigenes“ zuinnerst gelegt werden.

Am Beispiel von Goffmans Erörterungen zu „Geschlechterklassen“ (1977), kann aufgezeigt werden, wie die Norm installiert und aufrechterhalten wird, der zufolge hinter einem bestimmten Verhalten und einer bestimmten Erscheinung eine „Natur“ anzunehmen ist. In „modernen Gesellschaften“ gebe es eine Norm, die die „soziale Einteilung in Frauen und Männer“ auf ein „biologisches Erbe“ zurückführt, die „in völligem und getreuem Einklang“ mit diesem zu stehen scheine und daher „unter keinen Umständen verleugnet werden“ könne (2001 [1977]: 108). Eine „Natur“ von Geschlechtern anzunehmen ist, Goffman zufolge, der Effekt „institutioneller Reflexivität“ (ebd.: 128). So lassen sich Annahmen über die „Natur“, das „Wesen“ sozialer AkteurInnen auf institutionell bestimmte Klassifizierungsprozesse zurückführen. Die Vermutung einer „grundsätzlichen Natur des Menschen“ lässt sich als ein Effekt von Normen in „modern“ Gesellschaften ausmachen (ebd.: 110). Mit Goffmans Problematisierungsweise von „Selbst“ und „Identität“ lässt sich ein Perspektivenwechsel vollziehen: es werden die Instituierung von Normen und Klassifizierungsprozesse zum Inhalt sozialwissenschaftlicher Untersuchungen, was hier als kennzeichnend für das Erreichen einer Schwelle der Formalisierung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ gilt.

and debasement of his own experience“ (ebd.: 34). (Vgl. 6.2.2). Auch Turner argumentiert auf diese Weise (1973 [1969]: 236). (Vgl. 6.2.3). Oakley verwendet die Attribuierung „eigen“ in Bezug zu „Persönlichkeit“. Dabei wird „Persönlichkeit“ im Zusammenhang mit Geschlechterdifferenz zwischen männlich und weiblich gebraucht, die sich in „Persönlichkeitstypen“ manifestiere (1976 [1972]: 50). So wird etwa das Beispiel einer Frau angeführt, die gesellschaftliche Machtlosigkeit mit „Kontrolle über die Mächtigen“ zu kompensieren suche: „a woman who responds in this way distorts her own personality“ (ebd.: 125). „Eigen“ steht hier für eine „Persönlichkeit“, die Stereotypen von Weiblichkeit (indirekte Machtausübung durch Frauen) entgegensteht. Dabei lässt sich in Oakleys Text nicht genau ausmachen, ob „Persönlichkeit“ etwas ist, dem Geschlechterdefinitionen gewissermaßen übergestülpt werden, D. h. „Persönlichkeit“ als etwas, das nicht durch geschlechtliche Kategorisierung festgelegt wird. Eine andere Lesart wäre, „Persönlichkeit“ im Sinne von männlichen oder weiblichen „Persönlichkeitstypen“ zu begreifen. Im Unterschied zur ersten Lesart würde das bedeuten, dass bestimmte „Persönlichkeitstypen“ entsprechend von Geschlechterdifferenz zwischen männlich und weiblich als Ursprünglicheres Stereotypen von Weiblichkeit oder Männlichkeit entgegenstehen.

Goffman zufolge werden „individuelle Handlungsweisen und Lebensumstände“ in Konzepten über „das ‚Wesentliche‘ und das Charakteristische an den beiden Geschlechterklassen“ begründet. Dabei werden diese „Idealbilder von Männlichkeit und Weiblichkeit“ mit „Vorstellungen von der grundsätzlichen Natur des Menschen“ verknüpft, wodurch schließlich „Bestimmungen dessen [...], was die ganze Person sein soll“ hervorgebracht werden (ebd.: 110). Soziale Einteilungen von Geschlechtern werden „mithilfe einer fragwürdigen Lehre – in unserer Gesellschaft mit der Lehre von der biologischen Festlegung“ erklärt, so Goffman (ebd.). Für das Verhalten spielten „Glaubensvorstellungen von sozialem Geschlecht, Männlichkeit, Weiblichkeit und Sexualität“ eine entscheidende Rolle (ebd.: 111). Die Einführung des Begriffs „Geschlechtsklasse“ weist auf diese ständige Klassifizierungsarbeit hin. Die Bezeichnungen „Geschlecht“ an sich, „geschlechtsspezifisch“ und „geschlechtsabhängig“ lehnt Goffman ab, da „man implizit die Existenz einer Personenkategorie an[deutet], die im Grunde durch biologische Aspekte definiert wird und auch so definierbar ist“ (ebd.: 112). Indem „Geschlecht“ als Wirkung einer Kategorisierungsleistung benannt wird, soll verhindert werden, dass diese naturalisierten Personenkategorien reproduziert werden. In diesem Sinne ist auch die Warnung bezüglich der Rede von „Charakterzügen“ und „Eigenschaften“ zu verstehen. Wenn erklärt wird, „geschlechtsklassengebundene, individuelle Verhaltensweisen“ seien nicht nur individuell verantwortlich und ausgeführt, dann geht es darum, diese Verhaltensweisen im Sinne eines „Verhaltensmerkmal[s] einer Organisation“ zu bestimmen (ebd.: 113 f.). Mit anderen Worten, „Eigenschaften“ werden im Rahmen einer sozialen Organisation definiert, weder sind sie von Einzelnen ‚erfunden‘ noch sind sie als Hinweis auf eine ‚Natur‘ von bestimmten Personen zu verstehen. In diesem Zusammenhang steht die Beschreibung über die Funktionsweise „binärer sozialer Kategorisierungen“ im Allgemeinen:

„However, as in the case of parallel organization which occurs with respect to other binary social divisions – white/black, adult/child, officer/enlisted man, etc. – parallel organization based on sex provides a ready base for the elaboration of differential treatment, these adumbrative elaborations to be seen as consonant and suitable given the claimed difference in character between the two categories.“ (1977: 306)⁵⁷

Dementsprechend wird der Begriff „gender identity“ definiert als „Gefühl dafür, was und wie es [das Individuum] ist, durch die Bezugnahme

57 Goffman (2001: 114).

auf seine Geschlechtsklasse⁵⁸ sowie die Selbstbeurteilung „hinsichtlich der Idealvorstellungen von Männlichkeit (oder Weiblichkeit)“ (Goffman 2001: 110). Diese „Quelle der Selbstidentifikation“ stelle scheinbar „eine der wichtigsten, die unsere Gesellschaft zur Verfügung stellt“ dar, „vielleicht noch wichtiger als Altersstufen“, so Goffmans Einschätzung. Mit der Einführung des Begriffs „Identität“ wird gleichzeitig herausgestellt, dass es sich dabei um eine Wirkung von Klassifizierung sowie von Rahmungen in westlichen Industriegesellschaften handelt. Für die Definition von „Geschlechtsklassen“ sind demnach neben der Norm der Naturalisierung, der Herstellung eines „Sinns“, das „gender identity“ auszumachen scheint, sowie eine Norm der Komplementarität konstitutiv:

„Thus, the human nature imputed to the male causes him to be dependent on a female connection, and the reciprocal condition prevails for women. Who a male finds he needs if he is to act according to his nature is just who needs him so that she can act according to hers. Persons as such do not need one another in these ways, they do so only as gender-based identities.“ (1977: 313).⁵⁹

In Interaktionen schließlich dienen diese Prozesse des Klassifizierens, „Praktiken der Verortung und Benennung [...] zur Bestimmung derjenigen, mit denen wir Umgang haben und sie ermöglichen so erst die Fortsetzung dieses Umgangs“ (ebd.: 138). Geschlechterklassifizierungen stellten „ein Gesamtprofil oder einen Behälter zur Verfügung, auf das die unterscheidenden Merkmale zurückgeführt oder in den sie hineingelegt werden können“. Schließlich werde dieses „Identifikations-Benennungs-System“ durch die Annahme von der „Natürlichkeit“ dieser Unterscheidungen gerechtfertigt. So schließt sich der Kreis einer „institutionellen Reflexivität“.

Helga Kotthoff, die die deutsche Übersetzung von Goffmans Artikel in einem Nachwort kommentiert hat, hebt an Goffmans Analyse die institutionelle Begründung von Kategorisierungen hinsichtlich des Geschlechts hervor. Demgegenüber kritisiert sie feministische Theorien der Performativität und Dekonstruktion, die der institutionellen Verankerung von Geschlechterdarstellungen nicht gerecht würden. Ich teile Kotthoffs

58 Im englischen Original heißt es „sense“, was besser mit „Sinn“ zu übersetzen wäre, da „Identität“ oft mit der Vorstellung von etwas Ursprünglichem einhergeht und die Vorstellung, es handle sich dabei um ein „Gefühl“ diese Tendenz untermauert. Mit Geschlechtsidentität wie mit den anderen Konzeptionen von Identität wird von Goffman die Herstellung eines Verhältnisses zu einer institutionell gegebenen Definition (etwa des Geschlechts) bezeichnet, D. h. es ist etwas, das durchaus aktiv geschieht, wenn auch nicht immer dem Bewusstsein zugänglich.

59 Goffman (2001: 129).

Einwand, dass die Reproduktion der „herrschende[n] Ordnung [...] in den Institutionen der Sozialisation, wie Familie und Schule, der Religion, der Politik, der Medien und des Arbeitsmarkts“ (2001 [1994]: 164) Inhalt der feministischen Analyse sein müsse. Allerdings reduziert sie Butlers Theorie von der Performativität des Geschlechts auf den „Begriff der Performanz“ (ebd.: 163), der die situative Darstellung bezeichnet – etwa in der Geschlechterparodie, aber auch die alltägliche Darstellung. Performativität wird von Butler als „Wiederholung einer oder mehrerer Normen“ definiert. Handlung wird dabei als Wiederholung entworfen, als zitatformiges „Akkumulieren und Verschleiern des Gesetzes, das materielle Wirkungen erzeugt“ (1995: 35). Butlers Konzeption der heterosexuellen Matrix, eines „regulierenden Apparat[s] der Heterosexualität“ (ebd.), verweist auf den überindividuellen Charakter von Geschlechterkonstruktionen, die für soziale AkteurInnen zwingend seien, wie Butler wiederholt betont. Allerdings geht es Butler auch um eine politische Theorie, derzufolge mit der Wiederholung von Geschlechterkonstruktionen diese sowohl produziert würden als auch die Möglichkeit ihrer Destabilisierung gegeben sei (ebd.: 32).

Diese Theorie kann mit Goffmans oben erläuterten These begründet werden, dass soziale Realitäten der Darstellung bedürfen: da sie nicht unmittelbar zugänglich sind, erfordern sie die Reproduktion in der Darstellung. Diese Darstellungen sind nicht „frei wählbar“ und nicht in der Intention einer sozialen AkteurIn allein begründet. Vielmehr sind sie erstens in den Gesetzmäßigkeiten der Herstellung sozialer Realitäten im Allgemeinen, zweitens in den Bedingungen der institutionellen Reproduktion nicht nur von Geschlechterkonstruktionen, sondern auch von anderen Personenkategorien begründet. Dass die Darstellungen Mehrdeutigkeit zur performativen Bedingung haben, wie Goffman schreibt, bewirkt nicht nur ihre Glaubwürdigkeit, sondern ermöglicht auch die Veränderung von Bedeutungen in der situativen Reproduktion, folgt man Butlers politischer Theorie. Damit ist zunächst noch nichts über die institutionelle Verankerung dieser situativen Bedeutungsproduktion ausgesagt, wohl aber über die Reproduktion sozialer Verhältnisse. Darin liegt meiner Meinung nach die Bedeutung einer sozialen Theorie der Performativität, die Bedingungen der Reproduktion sozialer Realitäten zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Untersuchung zu machen, die ihre Naturalisierung unterminiert.

7.3 Norm und Devianz

Goffmans Studie über Stigma und „die Situation der stigmatisierten Person“ (St: 156),⁶⁰ ist eine Untersuchung der Wirkungsweise von Normen und der Zuschreibung von Identität gewidmet. Bezeichnenderweise ist es die Situation von stigmatisierten Personen, sind es die „Techniken der Bewältigung beschädigter Identität“, wie der Untertitel des 1963 erschienenen Buchs lautet, die die Problematisierung von Identität begründet. Offensichtlich erfordert die Problematisierung von Identität die „beschädigte Identität“; möglicherweise handelt die Rede von Identität von nichts anderem als der „beschädigten“ Identität, stützt sie sich doch regelmäßig auf eine Störung, einen Schaden, eine Krise. Goffman zeigt im Zuge dieser Untersuchung auf, wie Normen gesellschaftliche Ordnung herstellen und aufrechterhalten, indem Ideale und Standards festgelegt werden, und auf diese Weise Konformität und Abweichungen produziert werden (St: 158 f.). Der Vorschlag, die Herstellung des „Gewöhnlichen“ zu untersuchen, kommt dabei einem Perspektivenwechsel in der Rede von Identität gleich: „It is implied, then, that it is not the different that one should look for understanding our differentness, but to the ordinary. The question of social norms is certainly central, but the concern might be less for uncommon deviations from the ordinary than for ordinary deviations from the common.“ (1963: 127).⁶¹

Die Analyse bezieht sich auf die Vereinheitlichung sozialer Akteurinnen und Akteure durch Normen, die die Herstellung von Konformität und Devianz bewirkten. Goffmans Interesse gilt dieser *Verhältnismäßigkeit*, im Unterschied zu Versuchen, Devianz zu „tabulieren“ (St: 159).⁶²

Ein Beispiel für diese Art der Herangehensweise findet sich z. B. in Dubins (1959) Ausdifferenzierung von Typen abweichenden Verhaltens im Anschluss an Mertons Klassifizierungen abweichenden Verhaltens in *Social Theory and Social Structure* (1957). Wenn auch sowohl bei Merton als auch bei Dubin die Typen von Konformität und Devianz einander überlagern und manche Typen von Devianz als durchaus wünschenswert erscheinen (z. B. der „innovative Wissenschaftler“), werden so Definitionen festgelegt zur Identifizierbarkeit von „Typen“. Damit verbunden ist die Vorstellung von der Kontrollierbarkeit von sozialen und politischen Widersprüchen, indem „Devianz“ identifizierbar gemacht wird – zu einem Zeitpunkt als bestimmte Prinzipien gesellschaftlicher Organisation wie die Segregation entsprechend von Rassenkon-

60 Goffman (1963: 126).

61 St: 157.

62 Goffman (1963: 126 f.)

struktionen von Seiten der Bürgerrechtsbewegung in Frage gestellt wird.⁶³ Auch in der von Ladner herausgegebenen Anthologie *Death of White Sociology* (1973), die dem Kontext der Black Power Bewegung zugeordnet werden kann, wird das Konzept der „Devianz“ aufgegriffen, z. B. indem die Einnahme einer „devianten Perspektive“ (Sawyer) für die sozialwissenschaftliche Untersuchung vorgeschlagen wird. Andere allerdings weisen diese Herangehensweise als Effekt „Weißer Normen“ zurück (Murray).

Demgegenüber untersucht Goffman die Identifizierung sozialer AkteurInnen als Wirkungsweise von Normen. Als Normen, die „Identität oder das Sein betreffen“, haben sie einen „sehr direkten Effekt auf die psychische Integrität des Individuums“. Goffman liefert darüber hinaus eine Analyse von Disziplinierung:

„At the same time, mere desire to abide by the norm – mere good will – is not enough, for in many cases the individual has no immediate control over his level of sustaining the norm. It is a question of *the individual's condition, not his will*; it is a question of conformance, not compliance. Only by introducing the assumption that the individual should know and keep his place can a full equivalent in willful action be found for the individual's social condition.“ (1963: 128; Hervorhebung I. J.)⁶⁴

Normen fungieren als sozialer Platzanweiser, insofern sie sich auf „Identität“ beziehen, d. h. auf Personenkategorien, die auf diese Weise in ein hierarchisch strukturiertes Verhältnis gebracht werden. Disziplinierung bedeutet die Transformation dieser Hierarchie in „willentliches Handeln“: die Anpassung, die der sozialen Akteurin abverlangt wird, manifestiert sich in dem Einverständnis mit dem zugewiesenen Platz.

Die Funktion von Normen besteht dabei in der Vereinheitlichung sozialer AkteurInnen, während unterschiedliche Grade ihrer Verwirklichung definiert werden. Diese Vereinheitlichung manifestiert sich erstens in der Bemühung um Informationskontrolle, die alle teilen, zwei-

63 In derselben Ausgabe der Zeitschrift „American Sociological Review“ (1959), in der auch der genannte Aufsatz von Robert Dubin unter dem Titel „Deviant Behavior and Social Structure: Continuities in Social Theory“ erschienen ist, sind eine Reihe anderer Texte über „Devianz“ veröffentlicht. Folgende Titel finden sich da: „Illegitimate Means, Anomie, and Deviant Behavior“ (Richard Cloward), „Anomia and Differential Access to the Achievement of Life Goals“ (Dorothy L. Meyer, Wendell Bell), „Antisocial Sentiment and Criminality“ (Gwynn Nettler), „Two Dimensions of Delinquent Behavior“ (John f. Scott) sowie ein Kommentar Robert K. Mertons auf Dubin und Cloward.

64 St: 158.

tens in einer „Standardausrüstung“ als einem Wissen über die Bedingung der Konformität und der Abweichung von einer Norm. Drittens teilen alle einen „Glauben“ bezüglich Identität, was sich in der „Vorstellung beschämender Andersartigkeit“ äußere. Letztlich sind es Standardausrüstung und Glaube bezüglich Identität, d. h. das Wissen darum, was als akzeptabel gilt und was nicht, die Kenntnis der Grenze, die das eine von dem anderen scheidet, die den „Schmerz des Individuums“ angesichts von Stigmatisierung bewirke. Es ist nicht die „Verwirrung des Individuums über seine Identität“ (St: 161ff.),⁶⁵ die ihm Probleme bereitet, sondern die Abwertung aufgrund von bestimmten Normen und den graduellen Unterschieden, die sie definieren und sozialen AkteurInnen zur „Bestimmung“ machen.

Diese Analyse schließt an diejenige mancher AutorInnen aus dem Kontext sozialer Bewegungen an, etwa Fanons Analyse in *Peau noire, masques blancs*.⁶⁶ Als problematisch gilt dann nicht fehlende Einheit, die unvollständige Inkorporierung bestimmter Normen, sondern *Vereinheitlichung*, die offenbar eine relativ stabile Inkorporierung von legitimen Normen bewirkt. Als problematisch stellt sich zudem die für die Aufrechterhaltung sozialer Ordnung vorausgesetzte Bereitschaft sozialer Akteure heraus, die so getroffenen Unterscheidungen und Einteilungen zu den eigenen zu machen, den zugewiesenen Platz in einer Hierarchie als die „eigene“ Bestimmung zu begreifen, sie sich zur „Natur“ zu machen. Die Funktion von „Stigma-Normal Prozessen“ ist es, Goffman zufolge, Konformität zu produzieren, indem die Diskrepanz zwischen „ich/anderer“ und „normal/stigmatisiert“ als ständige Drohung die unentwegte Selbstüberprüfung bezüglich allgemein anerkannter Normen erzeugt. Auf diese Weise werden Normen instituiert, indem „Stigma-Normal Prozesse“, das allgemein verbreitete „Stigma-Management“, „unter jenen Unterstützung für die Gesellschaft [...] gewinnen, die nicht von ihr unterstützt werden“ (St: 171)⁶⁷.

Goffmans Identitätsmodelle

Goffmans Problematisierung von Identität erfordert folgende Schlussfolgerungen. Erstens ist die Definition von Identität als Effekt von Stigmatisierungsprozessen („stigma-normal processes“) zu begrei-

65 Goffman (1963: 131ff.).

66 Fanon (1952: 14 ff.); Vgl. 6.1.

67 Goffman (1963: 138). In der Übersetzung von Frigga Haug wurde aus „stigma-normal processes“ „Stigma-Prozesse“, wodurch gerade der Charakter der Verhältnismäßigkeit von Stigmatisierungsprozessen unsichtbar gemacht wird. In dieser Arbeit wird deswegen der Begriff als „Stigma-Normal Prozesse“ übersetzt.

fen, was für die sozialwissenschaftliche Analyse die Untersuchung der Bedingungen dieser Stigmatisierung notwendig macht, d. h. die Untersuchung von Normen und anderen institutionellen Bedingungen, die sie bewirken. Zweitens legt Goffmans Analyse nahe, dass die Untersuchung von „Stigma-Normal Prozessen“ es erfordert, Verhältnisse statt die Substanz zum Untersuchungsobjekt zu machen, d. h. Verhältnisse von „ich/anderer“ und „normal/ stigmatisiert“. Auf diese Weise wird die Analyse der Herstellung des „Gewöhnlichen“ ermöglicht, das sich durch die Bestimmung von Stigma und Stigmatisierten definiert. Und drittens gilt es, die Suche nach einer „Natur“ von sozialen Akteurinnen und Akteuren als Effekt einer Rahmung auszuweisen. Für soziale Theoriebildung ergibt sich daraus die Anforderung, die Herstellungsbedingungen von Identitätszuschreibungen zum Untersuchungsgegenstand zu machen. Wird das Phänomen, dass einer sozialen Handlung eine „Natur“ der Handelnden, der Darstellung ein „Charakter“ des Darstellers zuinnerst gelegt wird, nicht auf seine Herstellungsbedingungen zurückgeführt wird, nämlich Effekt von bestimmten Rahmungen zu sein, hat das die Reproduktion dieser Rahmungen zur Folge. Es wird reproduziert, was Inhalt der Untersuchung sein sollte: die Annahme von einer „Natur“ der sozial Handelnden, die Annahme von etwas, das der sozialen Akteurin „eigen“ sei, was institutionell definierte „Eigenschaft“ von Personenkategorien ist. Es gilt demnach, auch die Rede von Identität als Effekt von Disziplinierung zu untersuchen.

Die Identitätsmodelle, die von Goffman entworfen werden, sind nicht unabhängig von den institutionellen Bedingungen zu begreifen, auf die sie Rückschlüsse ermöglichen sollen. Werkgeschichtlich erfolgt später eine Verschiebung hin zur Rahmenanalyse. Drei Begriffe von Identität werden unterschieden, die jeweils auf soziale Information zielen (St: 7). „Soziale Identität“ und „persönliche Identität“ bezeichnen Zuschreibungen, die von anderen gemacht werden, „Ich-Identität“ ist der von Erikson abgeleitete Begriff für Selbstdefinition. Dabei ist unter „sozialer Identität“ die Art von Information gefasst, die eine Zuschreibung zu Personenkategorien ermöglicht, etwa die Zuschreibung eines Stigmas:

„Society establishes the means of categorizing persons and the complement of attributes felt to be ordinary and natural for members of each of these categories. Social settings establish the categories of persons likely to be encountered there. The routines of social intercourse in established settings allow us to deal with anticipated others without special attention or thought. When a stranger comes into our presence, then, first appearances are likely to *enable us to anticipate his category and attributes*, his ‚social identity‘ – to use a term that

is better than ‚social status‘ because personal attributes such as ‚honesty‘ are involved, as well as structural ones, like ‚occupation‘. (1963: 2; Hervorhebung I. J.)⁶⁸

„Soziale Identität“ beinhaltet demnach die soziale Information, die die Zuschreibung zu institutionell definierten Personenkategorien ermöglicht. Diesen Personenkategorien sind Eigenschaften impliziert, die in dem Akt der Zuschreibung mit aufgerufen werden. „Soziale Identität“ steht demnach für die Möglichkeit der Identifizierung sozialer Akteure entsprechend bestimmter Kategorien, etwa einem Stigma, wobei es sich in der Regel um einen dem Bewusstsein entzogenen Prozess handelt. Gerade diesen Prozess des Zuschreibens stellt Goffman heraus:

„Thus, the demands we make might better be called demands made ‚in effect‘, and the character we impute to the individual might better be seen as an imputation made in potential retrospect – a characterization ‚in effect‘, a *virtual social identity*. The category and attributes he could in fact be proved to possess will be called his *actual social identity*.“ (1963: 2; Hervorhebung i. O.)⁶⁹

Stigma wird daraufhin als Diskrepanz zwischen „virtueller sozialer Identität“ und „aktualer sozialer Identität“ definiert, wenn sie diskreditierende Wirkung hat. Auch hier wird betont, dass es sich um ein Verhältnis handelt, was unter Stigma gefasst ist, und nicht um eine Eigenschaft: „A stigma, then, is really a special kind of relationship between attribute and stereotype“ (1963: 4). Die Zuschreibung eines Stigmas bringt eine andere Kategorie hervor: die Normalen. Charakteristisch für diesen Prozess der Identifizierung entsprechend einer bestimmten Personenkategorie ist es, dass ein ganzer Katalog an Eigenschaften entworfen wird sowie eine Theorie, die die abwertende Zuschreibung oder Idealisierung begründet (ebd.: 5).⁷⁰ Aus dem Akt der Identifizierung wird von den so Gekennzeichneten die Konsequenz gezogen, sich mit „Seinesgleichen“ zusammenzutun. Es wird die Mitgliedschaft an einer sozialen Gruppe entsprechend einer „Stigmakategorie“ festgelegt (ebd.: 23 f.). Eine der Folgen aus dieser Kategorisierung ist die Repräsentationsfunktion, die den so definierten Mitgliedern zugewiesen wird, besonders aber solchen, die als „Helden der Anpassung“ gelten, und jenen, die eine hohe berufliche oder politische Position erworben haben (ebd.: 25 f.).⁷¹ Schließlich erfolgt in einem „moralischen Werdegang“ die Anpassung an die zuge-

68 St: 9 f.

69 St: 10.

70 St: 12 ff.

71 St: 36 ff.

schriebene Kategorie: „moral career‘ that is both cause and effect of commitment to a similar sequence of personal adjustments“ (ebd.: 32). Dabei lernt die stigmatisierte Person zunächst den „Standpunkt der Normalen“ kennen und inkorporiert ihn, und in einem weiteren Schritt wird die Zuschreibung zu einem Stigma und deren Konsequenzen erlernt (ebd.).⁷² Im Zuge dieses Lernvorgangs wird auch eine Konzeption dessen, was ihr „eigen“ ist, erworben (ebd.: 33). Zum moralischen Werdengang zählt zudem die retrospektive Konstruktion von Ereignissen, die die „Bindung an eine Stigmakategorie“ begründen (ebd.: 38ff.).

Demgegenüber steht „persönliche Identität“ für die Identifizierung einer sozialen Akteurin mit einer individuellen Geschichte sowie für die Möglichkeiten der Informationskontrolle über diese Geschichte, wobei es um die Identifizierung Einzelner im kriminologischen und nicht im psychologischen Sinn geht (1963: 51). Dieser Prozess des Kategorisierens bedeutet die Zuweisung eines Platzes „relativ zu Standarderwartungen“ (ebd.: 53),⁷³ auch in persönlichen bis intimen Interaktionen, wie Goffman betont. Die sozialwissenschaftliche Analyse richtet sich auf den *Prozess persönlicher Identifikation*, und gilt nicht der Darstellung oder Untersuchung „persönlicher Identität“ als etwas „Einzigartigem“. Mit reichlich misogyner Polemik weist Goffman seine Definition persönlicher Identifikation als soziologisch aus,⁷⁴ wenn sie auf unpersönliche Organisationen – staatliche Verwaltungsregister – zurückgeführt wird, die „persönliche Identitätsaufhänger“ zur Verfügung stellen. Die „persönliche Identifikation“ bewirkt demnach die Attribuierung einer Kombination bestimmter Kennzeichen an einem staatlich oder durch andere soziale Organisationen bestimmten „persönlichen Identitätsaufhänger“. Entscheidend an dieser Darstellung ist allerdings, dass die Zuschreibung „persönlicher Identität“ die Vorstellung von der „Einzigartigkeit“ (als etwas „Warmes und Schöpferisches“) eines sozialen Akteurs mit sich bringt, während es sich um eine Standardisierung entsprechend bestimmter Kategorien handelt. Goffman stellt den *Vereinheitlichungsprozess* mithilfe von u. a. anthropometrischen Techniken, die Registrierung von Fingerabdruck und Photographie, bei der persönlichen Identifikation heraus. Dadurch werde eine soziale Akteurin identifizierbar als eine „einzige Person“, als „selbst-gleiche Person“ (ebd.). Die soziale Information, die die persönliche Identifikation liefern soll,

72 St: 45.

73 St: 70.

74 „The term unique is subject to pressure by maiden social scientists who would make something warm and creative out of it, a something not to be further broken down, at least by sociologists; nonetheless, the term does involve some relevant ideas“ (1963: 56; St: 73).

ist in Dokumenten festgehalten oder durch die Möglichkeit der Dokumentierbarkeit gekennzeichnet.

Soziale Information, die dokumentiert oder dokumentierbar ist und die persönliche Identifikation ermöglicht, unterscheidet sich von sozialer Information, die als Zeichen oder Symbol die soziale Identifizierbarkeit organisiert. Ausschlaggebend für diese Art sozialer Information ist die Grenze zwischen diskreditiert sein und diskreditierbar sein, die auf die Grenze zwischen dem, was als akzeptabel und dem was nicht als akzeptabel gilt, verweist. Soziale Informationskontrolle bezieht sich auf diese Grenze, die die soziale Identifikation reguliert. Die Definition sozialer Zeichen als „reflexiv und verkörpert“ stellt einige Charakteristika des sozialen Identifikationsprozesses heraus: „it is conveyed by the very person it is about, and conveyed through bodily expression in the immediate presence of those who receive the expression“ (1963: 43). Soziale Zeichen bedingen demnach die soziale Identifikation eines sozialen Akteurs, indem ein körperliches oder verkörpertes Zeichen auf die Person zurückbezogen wird, d. h. in Form von „bleibenden charakteristischen Eigenschaften“ auf sie verweist. Dieser Prozess der sozialen Identifikation findet in Interaktionen statt, sie erfordert ein Gegenüber, das diese Zuschreibung macht. Goffman differenziert außerdem zwischen Zeichen und Symbolen, die durch „häufige und ständige“ Verfügbarkeit und durch „routiniertes“ Verwenden gekennzeichnet sind (ebd.). Dazu werden Stigmasymbole (z. B. ein Blindenstock) und Prestigesymbole (z. B. ein militärisches Abzeichen) gezählt. Deutlich wird an dieser Darstellung, dass soziale Identifikation Visibilität zur Bedingung hat, bzw. Wahrnehmbarkeit oder Evidenz (ebd.: 48), wobei dies wiederum auf „Öffentlichkeit“ als den Ort verweist, an dem diese zur Wirkung kommt, bzw. evident gemacht werden muss durch die „Fähigkeit des Publikums zu decodieren“ (ebd.: 51). Informationskontrolle bedeutet dann das Management sozialer Informationen, von Zeichen, die soziale Identifizierung regulieren, und von dokumentierten (oder dokumentierbaren) Informationen, die persönliche Identifizierung ermöglichen.

Soziale Information schließlich, die „Ich-Identität“ betrifft, handelt von dem Empfinden des sozialen Akteurs gegenüber den Zuschreibungen, die in Form von sozialen und persönlichen Identifikationen gemacht werden. „Ich-Identität“ macht jenes Material, aus dem soziale und persönliche Identifikationen bestehen, zu einer „subjektiven und reflexiven Angelegenheit“ (1963: 106)⁷⁵. Die Konzeption der Ich-Identität ermöglicht Goffman die Untersuchung der „Ausrichtungen“ sozialer Akteure bezüglich der zugeschriebenen Gruppenzugehörigkeit. Auch

75 St: 132 f.

Ich-Identität ist eine Frage der angemessenen Darstellung, die von „Professionellen“ in Ratgeberliteratur, Romanen und (Auto-)Biographien anempfohlen wird. Stigmatisierte sehen sich mit dem Widerspruch konfrontiert, aufgrund von allgemein anerkannten gesellschaftlichen Normen abgewertet zu sein, was sie aber sowohl sich selbst gegenüber als auch in sozialen Interaktionen herabspielen müssen. Die Funktionsweise von Normen, Vereinheitlichung herzustellen, beinhaltet auch die Anforderung an soziale AkteurInnen, eine mögliche Differenz zwischen „Identitäts-Standards“ und fehlender Entsprechung zu überspielen, wenn sie nicht überwunden werden kann. Dies führe zu „den Oszillationen von Identifikation und Assoziation, die das Individuum in bezug auf seine Mit-Stigmatisierten an den Tag legt“ (St: 133).⁷⁶ Ich-Identität wird demnach durch die empfohlenen oder abgeratenen Einstellungen stigmatisierter sozialer AkteurInnen zu den sozialen und persönlichen Identifikationen hergestellt.

Auf diese Weise wird in Form von Ich-Identität eine Gruppenausrichtung sozialer AkteurInnen hergestellt. Dies geschieht erstens in Bezug zu einer in-group, die als die „reale Gruppe“ gilt, zu der eine soziale Akteurin „naturgemäß“ gehört, so die allgemeine Vorstellung. Da es sich dabei auch um eine „Stellung [...] in der Sozialstruktur“ handelt, wird so eine spezifische Stellung in einer hierarchisch strukturierten Ordnung zur „Natur“ der sozialen Akteurin (St: 140 ff.). Es ist demnach die Funktion von „Ich-Identität“, eine bestimmte Stellung in einer sozialen Ordnung zur „Natur“ von sozialen AkteurInnen zu machen.

„The individual's real group, then, is the aggregate of persons who are likely to suffer the same deprivations as he suffers because of having the same stigma; his real 'group', in fact, is the category which can serve his discrediting. [...] the *nature of an individual*, as he himself and we impute it to him, is generated by the *nature of his group affiliations*.“ (1963: 113; Hervorhebung I. J.)⁷⁷

Auf einen wichtigen Aspekt wird in diesem Zusammenhang aufmerksam gemacht. Der Zusammenschluss mit „Seinesgleichen“ entsprechend einer bestimmten Kategorie bewirkt nicht die Begründung einer von dem Rest der gesellschaftlichen Zusammenhänge unabhängigen „Gruppe“ oder Gemeinschaft. Man ist auf die gleiche Sprache und Stil angewiesen, die im Rest der Gesellschaft Bedeutung hat, so dass eine Separierung paradoxerweise mit sich bringt, „den Normalen [...] um so mehr

76 Goffman (1963: 106 f.).

77 St: 141.

kulturell gleich“ zu werden (St: 143).⁷⁸ Es ist ein Prozess zu beobachten, der dem Mechanismus der „sekundären Anpassung“ vergleichbar ist. Die Mitgliedschaft einer sozialen Akteurin zu einer sozialen Organisation wird hergestellt und gesichert, indem Verhaltensweisen, die nicht mit den Zielen und Prinzipien einer Organisation übereinstimmen, als anerkannte Abweichungen einbezogen werden. Entscheidend daran ist, dass auf diese Weise soziale AkteurInnen zu Mitgliedern einer sozialen Organisation gemacht werden, indem ihnen eine „Natur“ entsprechend von Personenkategorien zu eigen gemacht wird. D. h. mit der In-group-Ausrichtung, die Ich-Identität begründet, erfolgt eine Anpassung an eine gegebene soziale Ordnung und ihre Normen und Strukturen.

Neben der Ausrichtung auf eine als „Natur“ definierte „Eigengruppe“ erfolgt eine Ausrichtung auf den Rest der Gesellschaft (Out-group) in der Konstitution von Ich-Identität. Diese Anpassung, die in der Sprache geistiger Hygiene gründet, erfordert die Übernahme von „Standard-Ichs“ durch „harte Arbeit und beharrliches Selbsttraining“, so Goffman. Stigmatisierten kommt dabei die Aufgabe zu, ein „Modell“ der gewöhnlichen Anpassung zu liefern:

„[...] society can rely on those who are the least accepted as normal members, the least rewarded by the pleasures of easy social intercourse with others, to provide a statement, a clarification, and tribute to the inward being of everyman. The more the stigmatized individual deviates from the norm, the more wonderfully he may have to express possession of the standard subjective self if he is to convince the others that he possesses it, and the more they may demand that he provides them with a model of what an ordinary person is supposed to feel about himself.“ (1963: 116)⁷⁹

„Gute Anpassung“ von Stigmatisierten stellt jene Normalität her, die die vollkommene Übernahme bestimmter Normen ausmacht, wodurch sie zur Selbstverständlichkeit werden. Sie werden als Form der Macht, die Hierarchieverhältnisse begründet zwischen jenen, die mit einer Norm übereinstimmen, und jenen, die von ihr abweichen, unsichtbar. Während dieser Prozess erste auf diese Weise „relativ unbedroht in ihrem Identitätsglauben“ macht, besteht für zweite die Anforderung „beharrlichen Selbsttrainings“. Diese Situation schafft für diejenigen, die von einer Norm abweichen, jenen Widerspruch oder double-bind, der u. a. von Fanon thematisiert wurde.

78 Goffman (1963: 114).

79 St: 145.

„The nature of ‚good adjustment‘ is now apparent. It requires that the stigmatized individual cheerfully and unself-consciously accepts himself as essentially the same as normals, while at the same time he voluntarily withholds from those situations in which normals would find it difficult to give lip service to their similar acceptance of him.“ (1963: 121)⁸⁰

Der double-bind ist demnach ein Effekt der vollständigen Übernahme von allgemein anerkannten Normen und manifestiert sich in dem Widerspruch zwischen dem Selbstentwurf als „normal“ und der Verweigerung dieser „Normalität“ durch andere. Auch an dieser Stelle lässt sich auf Eriksons Identitätstheorie und diejenigen, die in seinem Gefolge entstanden sind, erwidern, dass es nicht die fehlende oder unvollständige Übernahme bestimmter Normen ist, die sich in einer unvollständigen oder krisenhaften Identität anzeigt, und die die Situation von denjenigen, die von einer bestimmten Norm abweichen, ausmacht. Es scheint vielmehr charakteristisch für eine Stellung in Bezug zu einer von einer bestimmten Norm hergestellten hierarchischen Struktur zu sein, die von einer Diskrepanz definiert ist, die nicht überwunden werden kann – handelt es sich doch um eine „Beschaffenheit“, um eine spezifische „Kondition“ aufgrund der Zuschreibung zu einer bestimmten Personenkategorie. Stigmatisierung bedeutet, diese Diskrepanz im Handeln unsichtbar zu machen, sie zu überspielen, den „Schein“ zu produzieren, dass eine bestimmte Norm vollständig erfüllt werde.

„A *phantom acceptance* is thus allowed to provide the base for a *phantom normality*. So deeply, then, must he be caught up in the attitude to the self that is defined as normal in our society, so thoroughly must he be a part of this definition, that he can perform this self in a faultless manner to an edgy audience that is half-watching him in terms of another show.“ (1963: 122; Hervorhebung i. O.)⁸¹

Diese Beschreibung führt zurück zu den Anfängen dieses Kapitels, wo dargestellt wurde, wie soziale Organisationen Kategorien zur Verfügung stellen, nach denen soziale Akteure eingeteilt werden, während ihre Mitgliedschaft zu dieser Organisation hergestellt wird. Es wird ihnen eine „Natur“ zugeschrieben entsprechend dieser Einteilung, die wiederum auf die „Natur“ des „Menschen“ im Allgemeinen verweist. Innerhalb dieser sozialen Organisationen findet die gegenseitige Überwachung der so Eingeteilten statt, die sich als Mechanismus zur Durchsetzung und Wahrung von gesellschaftlichen Normen herausstellt. Dabei handelt es

80 St: 150 f.

81 St: 152.

sich um eine hierarchische Differenz zwischen den institutionell verfügbaren Kategorien: sie sind durch fehlende soziale Mobilität gekennzeichnet und den unterschiedlichen Zugang zur Kontrolle über Information, was die Institution selbst betrifft sowie die Einteilung in Personenkategorien, die dort erfolgt. Vor dem Publikum in diesem gegenseitigen Überwachungsszenario gilt es, eine möglichst kohärente Darstellung des Selbst zu geben, d. h. die Darstellung einer möglichst umfassenden Übernahme und Verkörperung einer institutionell verfügbaren Definition des „Standard-Ichs“. Dass diese Darstellung ständig gefährdet ist, liegt an der Grenze zwischen dem, was als akzeptabel, und dem, was als inakzeptabel anerkannt ist. Von Goffman wird dies als allgemein geteilter „Glauben“ über „Identität“ und davon unterschiedenes „Beschämendes“ bezeichnet, was auf Normen verweist, die die Grenze definieren zwischen diskreditiert sein und diskreditierbar sein. Darin liegt die Leistung von gesellschaftlichen Normen: Eine Vereinheitlichung von sozialen AkteurInnen zu Diskreditierbaren, die mit den Diskreditierten das Wissen über die Grenze teilen, die die einen von den anderen scheidet. Ausschlaggebend aber ist, dass alle zu Diskreditierbaren gemacht werden, die sich gegenseitig dabei überwachen, wann diese Grenze überschritten wird. Daraus erklärt sich die Bedingung der Sichtbarkeit für konformes oder nonkonformes Verhalten.

Goffmans Identitätsbegriffe verweisen auf eine strukturelle Differenz bezüglich der Inkorporierung sozialer Normen. Konstitutiv für sie ist die Möglichkeit der Identifikation sozialer AkteurInnen in mehrerer Hinsicht: die Identifikation entsprechend von institutionell produzierten Kategorien, die Möglichkeit der persönlichen Identifikation in Form von dokumentierter oder dokumentierbarer Information und schließlich die Identifikation entsprechend einer „Eigengruppe“. In dieser Arbeit ist hervorgehoben worden, dass auch die Konzeption der „Ich-Identität“ bei Goffman auf Identifikation und Identifizierbarkeit und nicht auf einen vorsozialen oder außersozialen Bereich verweist. Sie bedingt die Herstellung einer „Natur“ der sozialen Akteurin durch die Ausrichtung an einer institutionell definierten „Eigengruppe“ einerseits und durch die Ausrichtung an einem umfassenden, als „normal“ definierten Selbst entsprechend allgemein anerkannten Normen andererseits. Es wird also deutlich, dass die Problematisierung von Identität einen Verhaltenskodex evoziert, der die angemessene Darstellung einer sozialen Akteurin entsprechend ihrer Zuschreibung zu einer bestimmten sozialen Kategorie oder zu dem „Menschen“ im Allgemeinen betrifft. Es handelt sich um die Darstellung einer vollständigen Verkörperung einer bestimmten Definition des Selbst. Und schließlich geht es um die Darstellung einer vollständig erfüllten Norm, die auf diese Weise eingesetzt und aufrecht-

erhalten wird. Die Rede von Identität impliziert demnach immer Disziplinierung und strukturiert soziale AkteurInnen entsprechend des Grades der Erfüllung von als allgemein anerkannten sozialen Normen.

Es wurde die These aufgestellt, dass Goffman die sozialtheoretische Analyse von Normalisierung ermöglicht. Dazu gehört die Reproduktion von gesellschaftlichen Normen durch die Unterwerfung sozialer Akteurinnen und Akteure unter ihre Anforderungen, indem sie entsprechend des Grades ihrer Erfüllung in ein hierarchisch strukturiertes Verhältnis gebracht sind. Durch die Identifizierung sozialer AkteurInnen gemäß institutionell definierter Personenkategorien werden ihnen diese zur „Natur“ oder zum „Wesen“ gemacht. Goffmans Theorie der Performativität stellt heraus, dass die Differenz von „wahr“/„unwahr“, „echt“/„falsch“ etc. zwar die Darstellung in der sozialen Interaktion strukturiert. Während es gilt, einen kohärenten Eindruck in der Darstellung herzustellen, ist Mehrdeutigkeit jedoch eine Bedingung der glaubhaften Darstellung. Die Differenz von „wahr“/„unwahr“ wird so konterkariert und zum Effekt der Darstellung selbst. „Wahrheit“ oder „Echtheit“ der Person oder deren Absichten ist demnach nicht eine Voraussetzung für soziales Handeln, sondern gehört zu den Mechanismen der Darstellung, durch die soziales Handeln bedingt wird. Goffman versucht dabei, sowohl die Disziplinierung sozialer AkteurInnen begrifflich zu fassen als auch einen Determinismus der institutionellen Identifizierung unterminieren. Diese Bedingungen gilt es als Effekt von Disziplinierung zu untersuchen und nicht ein Subjekt der Befreiung, ein „autonomes Subjekt“, ein „einheitliches Subjekt“ hinter der Darstellung zu postulieren

